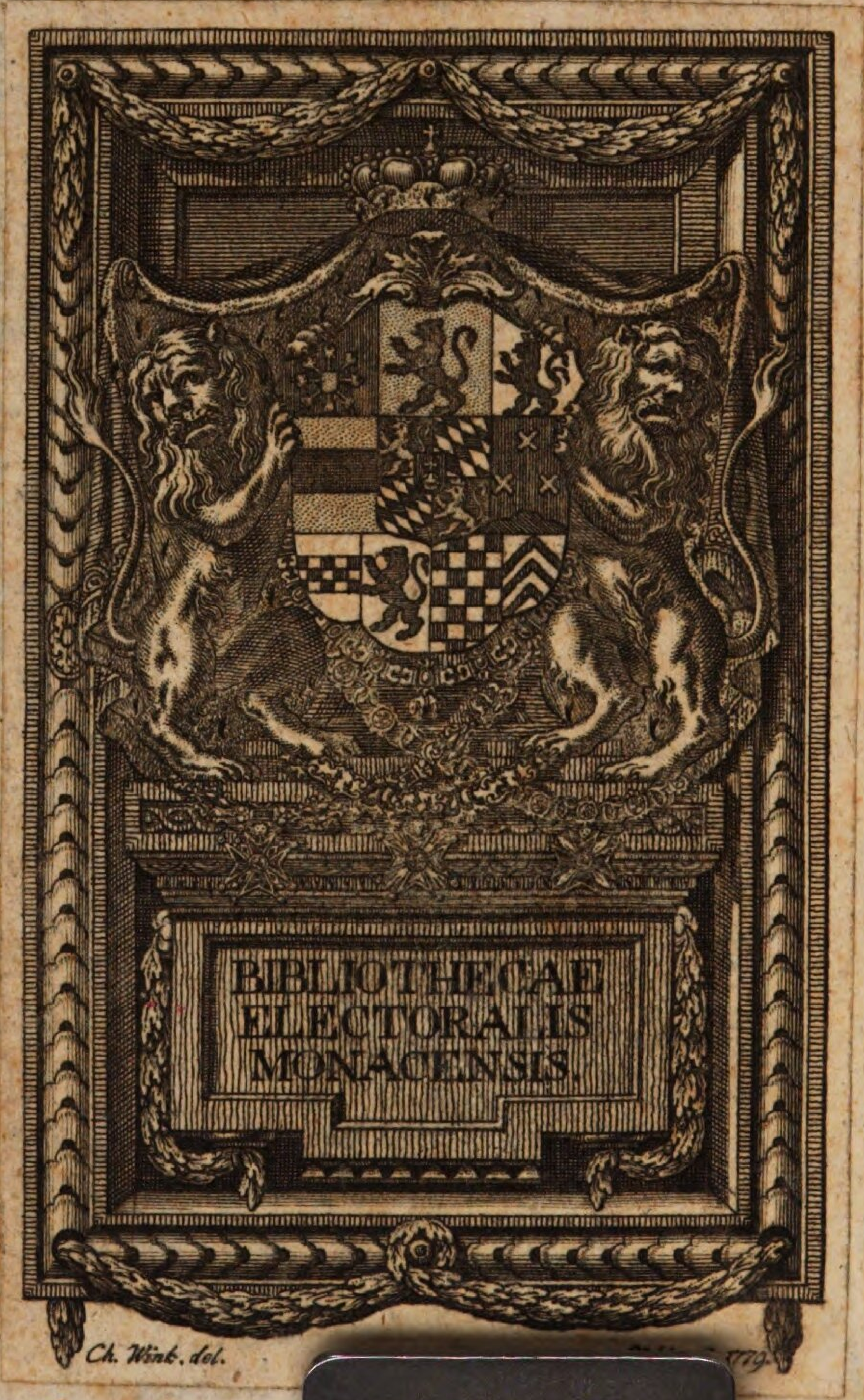
H. misc. 155 h - 2 Heeren



<36628773680013

<36628773680013

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. miscell. ~~157~~. 155 h -2

Heeren.

Kleine
historische Schriften

von

A. H. L. Heeren,
Professor der Geschichte in Göttingen.

Zweyter Theil.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Bey dieser zweyten Sammlung von Aufsätzen bin ich dem ursprünglichen Plan treu geblieben, nur solche Gegenstände zu behandeln, welche nicht blos auf einen einzelnen Staat, sondern auf das Ganze des Europäischen Staatensystems, Beziehung haben. Auch dieser Band enthält so wie der vorige drey Abhandlungen, die, sämmtlich neu ausgearbeitet, jetzt zum erstenmal erscheinen.

Die erste derselben ist die Fortsetzung der in dem vorigen Bande befindlichen Untersuchung über die Geschichte der Brittischen Continentalpolitik, welche hier durch den Zeitraum durchgeführt wird, wo das jetztregierende

Haus den Thron besitzt. Bey einer historischen Entwickelung derselben versteht es sich von selbst, daß die neuesten, oder gar die gegenwärtigen, Verhältnisse nicht den Gesichtspunct geben können, aus dem das Ganze betrachtet werden muß, da hier nur von der Vergangenheit die Rede ist. Ich habe vielmehr geglaubt, indem ich die neuesten Zeiten nur kurz und im Allgemeinen berührte, eben dadurch zu einer freyen und ruhigen Beurtheilung eines Gegenstandes etwas beytragen zu können, über den man gewöhnlich jetzt nur einseitige Urtheile hört. Ob das Resultat dieser Untersuchung, daß der politische Einfluß Englands auf das Continent bis auf die Zeiten des Revolutionskrieges herunter im Ganzen ein sehr wohlthätiger Einfluß war, wenn er auch im Einzelnen nicht tadellos blieb, bey ruhigen Lesern Eingang finden werde, muß ich erwarten; die leidenschaftlichen Beurtheiler, die denselben durchaus nur vortheilhaft, oder nur verderblich finden, überzeugen zu wollen, wäre verlohrene Mühe. Ich für mein Theil empfand bey der Arbeit die ganze

Wichtigkeit der Forderung an den Historiker von der Gegenwart gänzlich zu abstrahiren, und sich nur in die Vergangenheit zu versetzen. Indeß ward dieser Aufsatz unter Umständen geschrieben, die nur zu laut an die Gegenwart erinnerten! Sollten daher unbefangene Leser mir dennoch das Lob der Unpartheylichkeit ertheilen, so darf ich wohl hinzufügen, daß es in meinen Augen einen doppelten Werth haben würde.

Die zweyte Abhandlung, über die Fortschritte der politischen Speculation in Europa, und ihren praktischen Einfluß, verdankt ihren Ursprung einem Unterricht, den ich im verflossenen Winter über die Geschichte der theoretischen und praktischen Politik einem engern Kreise von Zuhörern ertheilen mußte, die, meist schon durch ihre Geburt für die politische Laufbahn bestimmt, die Vorzüge, die diese ihnen schenkte, mit denen einer höhern Ausbildung vereinigen wollten. Ich hielt es nicht für überflüssig, die Gegenstände, die dort weiter ausgeführt wurden, hier in einem allgemeinen

Abrisse zusammenzustellen; indem ich allenthalben die Momente heraushob, welche die Fortschritte der Theorie bezeichnen, und so zugleich die Puncte bestimmen, wo die Wege der wichtigsten Theoretiker sich trennen, und zu verschiedenen Zielen führen. Da die ganze Untersuchung aber die praktische Tendenz hatte, den Einfluß der Theorien auf die neuern Staatsverfassungen und Staatsumwälzungen zu zeigen, so konnte es nicht in meinem Plane liegen, auch die neuesten politischen Speculationen, die seit der Entstehung der kritischen Philosophie in Deutschland angestellt wurden, zu erörtern.

Der dritte Aufsatz ist einer Untersuchung über die Colonisation Aegyptens, und die Folgen, die diese für die Politik Europa's haben würde, gewidmet. Schwerlich ist irgend einer meiner Leser, dem dieser Gegenstand ganz fremd seyn könnte; aber die Zahl derer, die ihn zu beurtheilen wissen, möchte doch wohl nur beschränkt seyn. Die Beantwortung der Frage, in wie fern Aegypten zu einer Colonie geschickt sey? setzt eine genaue Kenntniß des Landes und

Clima's in Rücksicht derjenigen Producte voraus, welche Europa hauptsächlich aus seinen Colonien zieht. Ein reichhaltiger Stoff dazu liegt in der höchst wichtigen Sammlung der *Memoires sur l'Egypte* zerstreut, welche aus den Vorlesungen im Nationalinstitute von Cairo erwuchs; und diese Quellen, nebst Olivier, Denon und andern, sind am meisten von mir genutzt worden. Diese Untersuchung führte aber zu einer andern, welche, so viel ich weiß, noch nirgends angestellt worden ist, in wie fern Rußland, durch seine aufblühenden Besitzungen am schwarzen Meere, bey der Colonisation, oder selbst bey dem Besitz, Aegyptens interessirt sey? Wer sich erinnert, daß schon, als Catharina II. Rußlands Herrschaft auf jenem Meere gründete, Aegypten innerhalb ihres Gesichtskreises lag, wird diese Untersuchung für keine ganz leere Speculation halten. Um jedoch selbst den entferntesten Schein von politischer Projectenmacherey zu vermeiden, faßte ich die Frage lieber mehr im Allgemeinen: welche Folgen überhaupt der Eintritt Rußlands in die Reihe der Colo-

nialmächte für das Europäische Staatensystem haben würde? Wenn ich meine Gründe darlegte, weshalb ich diesen für höchst wohlthätig halte, weshalb ich glaube, daß dadurch alle Ansprüche irgend einer Macht auf den ausschließenden Besitz des Welthandels wegfallen, und so vielleicht jene Rivalität, und der daraus entspringende tödtliche Haß zweyer mächtigen Nationen gemäßigt, dafür aber ein mehr dauernder Ruhestand, und ein wahres Gleichgewicht in Europa wieder hergestellt werden könnte, so hoffe ich dadurch nicht über die Grenzen des Schriftstellers hinausgegangen zu seyn. Was in einem bestimmten Zeitpunct rathsam oder ausführbar sey, kann nur der Minister beurtheilen, der allein die Verhältnisse des Augenblicks kennt. Die Entwickelung allgemeiner politischer Ideen ist aber die Sache des Schriftstellers; der darum noch sehr weit von der Anmaßung entfernt ist, als Rathgeber der Cabinette auftreten zu wollen.

Inhalt.

I. Versuch einer historischen Entwickelung des Brittischen Continental-Interesse. Zweyter Theil. Periode des Hauses Hannover. S. 1.

II. Ueber die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien in dem neueren Europa. S. 147.

III. Ueber die Colonisation von Aegypten und ihre Folgen für das Europäische Staatensystem überhaupt, und besonders für Rußland. = = S. 251.

I. Ver=

I.

Versuch einer historischen Entwickelung des Brittischen Continental-Interesse.

Zweyter Theil.

Periode des Hauses Hannover.

Die Continentalverhältnisse von England unter dem Hause Hannover werden noch enger und verwickelter, als sie es vorher gewesen waren; die Untersuchung darüber greift also auch unvermeidlich desto tiefer in die allgemeine Geschichte des Europäischen Staatensystems ein, und wird dadurch desto schwieriger, aber auch desto lehrreicher. Vielleicht darf man auch hinzusetzen desto verdienstlicher, da diese ganze Periode der Brittischen Geschichte, wie einzig in seiner Art, und wie glänzend auch immer der Stoff ist, den sie darbietet, noch keinen ihrer würdigen Bearbeiter gefunden hat. Mag also das, was hier gegeben werden kann, auch immer dazu nur eine geringe Vorarbeit seyn, so lohnt es sich doch der Mühe die Geschichte dieses Staats in diesem glücklichen Zeitraum nach einem ihrer wichtigsten Gesichtspuncte zu verfolgen; und

vielleicht zugleich einige der Vorurtheile zu bekämpfen, die durch einseitige Ansicht entstanden sind.

Ich glaube es in der ersten Hälfte dieser Untersuchung hinreichend dargethan zu haben, daß um die Zeit als Georg I. den Brittischen Thron bestieg (1714.), die Hauptfäden der Brittischen Continentalpolitik bereits völlig geknüpft waren. Allerdings aber wurden sie theils verstärkt, theils kamen auch einige neue hinzu. Als den ersten und stärksten von diesen betrachtet man gewöhnlich den Umstand, daß das Haus, welches den Brittischen Thron bestieg, auch Besitzungen auf dem festen Lande hatte. Daß es eine gänzlich falsche Idee sey, in diesen den Hauptgrund der Brittischen Continentalpolitik zu suchen, muß schon aus dem Bisherigen deutlich hervorgehn; allerdings blieben sie aber nicht ohne Einfluß, wie übertrieben auch derselbe, besonders von den Brittischen Schriftstellern, in gewissen Perioden geschildert worden ist. Allein eine unpartheyische Würdigung desselben, setzt eine deutlichere Ansicht der politischen Lage von

England bey dem Regierungsantritt Georgs des Ersten, sowohl in Rücksicht seines innern Zustandes, als seiner Verhältnisse gegen das übrige Europa voraus.

Die damaligen inneren Verhältnisse von England würden schon allein engere Continental-Verhältnisse haben herbeyführen müssen, wären auch nicht die auswärtigen hinzugekommen. War gleich das Haus Hannover durch die Stimme der Nation zu der Nachfolge gerufen, so ist es doch bekannt, wie wenig diese Nation damals in sich selbst einig war; wie die Parteien der Whigs und Torys zu wahren politischen Factionen wurden; und welche wilde Ausbrüche die Folgen davon waren. Es gab einen Prätendenten, der zahlreiche Anhänger im Innern, und mächtige Freunde im Ausland hatte. So lange dieser auswärts Stützen fand, oder auch nur der Anschein da war, daß er sie finden würde, mußte ihm entgegengearbeitet werden, und dieses Entgegenarbeiten, auch wenn es nur durch Unterhandlungen geschah, führte nothwendig eine Kette von politischen Verhältnissen auf dem fe-

sten Lande herbey. Das Daseyn, und zwar das lange Daseyn eines solchen Prätendenten, der wenigstens eine politische Wichtigkeit erhalten konnte, und in gewissen Zeitpuncten wirklich erhielt, war für England selbst, so wie für das neuregierende Haus ein ausgezeichnetes Glück. Die fortdaurende Gefahr erhielt die Nation, so wie die Regenten, in fortdauernder Wachsamkeit, und wurde eins der stärksten Bande zwischen beyden. Wie tief auch immer jener die Ueberzeugung eingedrückt seyn mochte, daß die Aufrechthaltung ihrer Verfassung an die protestantische Succession geknüpft war, so bedurfte die große Masse des Volks doch einer fortdaurenden Erinnerung daran; und was konnte diese mehr geben, als die fortdaurenden Ansprüche eines catholischen Prätendenten? Und wie groß auch immer die persönlichen Eigenschaften, wie rein die Absichten, und wie stark die Anhänglichkeit an die Constitution bey den Regenten aus dem neuen Hause waren, so konnte es doch auch für sie keine lebendigere Erinnerung geben, daß sie durch die Constitution und für die Constitution

mit ihrer hohen Würde bekleidet seyn, als eben jene lang fortgesetzten Ansprüche. So mußten König und Nation in der Ueberzeugung übereinkommen, die Constitution als das Palladium, jene ihrer Freyheit, diese ihres Throns, zu betrachten; so entwickelte sich von selbst die Ueberzeugung, daß das Interesse des Königs und des Volks eins und dasselbe und unzertrennlich sey; so blieb, mit Einem Wort, die Constitution nicht ein todter Buchstabe; sondern ward den Herzen des Volks und seiner Regenten eingedrückt.

Noch mehr indeß trugen die damaligen auswärtigen Verhältnisse dazu bey, die Continental-Politik Englands zu verstärken, durch die es auf das Tiefste sowohl in die Angelegenheiten des Westen, als des Osten von Europa verflochten würde.

Der Westen von Europa war so eben aus einem dreyzehnjährigen Kampfe hervorgegangen, dessen Preis die spanische Monarchie war. Ein Bündniß, von dem England die Seele genannt werden kann, hatte diesen Kampf bestanden, der

sogleich ermattete, und bald sich endigte, als England zurücktrat. Der Friede, in dem es sich wichtige Vortheile ausbedung, wie wenig hinreichend sie auch in den Augen der Whigs schienen, war sein Werk gewesen; die Erhaltung desselben mußte nicht weniger sein Interesse seyn. Selten war aber wohl ein Frieden schwankender, als der Utrechter es war; denn zwischen den beyden Hauptheilnehmern, zwischen Spanien und Oesterreich, bestand durch Uebereinkunft noch gar kein Friede, wenn auch durch die Entfernung ihrer Länder, und die Verhältnisse des übrigen Europas, der Krieg aufgehört hatte. Der Verlust der Europäischen Nebenländer, in Italien und den Niederlanden, an Oesterreich und Savoyen war von Spanien nicht verschmerzt; es wartete nur auf eine Gelegenheit sich ihrer wieder zu bemächtigen. Das Interesse Englands also und Oesterreichs, seines Hauptverbündeten auf dem festen Lande, kamen in der Erhaltung des Friedens überein; und die Bande zwischen beyden mußten dieselben bleiben, oder auch stärker werden. Allein die Wendung, welche die in-

nern Verhältnisse des Bourbonischen Hauses nahmen, verschafte ihm noch einen andern Alliirten auf dem festen Lande, den es noch so eben mit der äußersten Anstrengung bekämpft hatte, Frankreich. Seit dem Tode von Ludwig XIV. (1715.) entwickelten sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans jene Verhältnisse auf eine ganz andere Weise, als man es erwartet hatte. An die Stelle der gehoften engen Verbindung zwischen den beyden Zweigen des Bourbonischen Hauses in Frankreich und Spanien trat vielmehr Eifersucht und Zwietracht, die bis zum Kriege führte. Die schwache Gesundheit des jungen Königs von Frankreich eröfnete die wahrscheinliche Aussicht einer baldigen Erledigung des französischen Throns. Wer sollte in diesem Falle folgen? Der Regent, oder der König von Spanien, der für sich und für seine ganze Descendenz auf den französischen Thron hatte Verzicht thun müssen? Allein man wußte schon aus dem Beyspiele Ludwigs des 14ten, was es mit einer solchen Verzichtleistung zu sagen hatte. Es war aber wenig Wahrscheinlichkeit, daß der Regent

sich den Scepter würde entreissen lassen, wenn man damit bis zum Tode des jungen Königs wartete. Viel leichter schien es, ihm jetzt die Regentschaft zu entreissen; und diese Idee fand in den Kopf des spanischen Ministers Alberoni um so eher Eingang, da sie mit seinen übrigen Entwürfen der Wiedereroberung der durch den Utrechter Tractat an Oesterreich und Savoyen verlohrnen Nebenländer, besonders in Italien, ja selbst der Umwälzung des Staatensystems von Europa durch die Erhebung des Prätendenten auf den Brittischen Thron zusammenhieng. Allein der Versuch, durch eine Verschwörung den Regenten zu stürzen, ward verrathen und vereitelt; und der Ausbruch selbst von Feindseligkeiten zwischen Spanien und Frankreich (1719.) war die Folge davon.

Unter diesen Umständen war die Anschließung des Regenten an England eine natürliche Politik. Er hatte mit England Ein Interesse, das Aufrechthalten der bestehenden Ordnung der Dinge in Europa, wie sie durch den Utrechter Frieden gegründet war; er mußte wegen seiner Selbster-

haltung den Absichten Spaniens entgegenarbeiten. Auf der andern Seite, wie auffallend auch die Erscheinung seyn mag, England und Frankreich verbündet zu sehen, findet man doch leicht, daß es keine wesentliche Veränderung der Brittischen Continental-Politik war. Spanien wollte unter Alberoni in Europa herrschen, wie Frankreich unter Ludwig dem vierzehnten. Es war also dasselbe Interesse, das jetzt England dahin brachte Spanien sich zu widersetzen, mit dem, welches wenige Jahre vorher es zum Kampfe gegen Frankreich bewogen hatte.

Außerdem traten aber noch in Rücksicht Spaniens besondere Ursachen ein, die in den Brittischen Handelsvortheilen ihren Grund hatten, welche England bewogen Spanien entgegenzuarbeiten, und — was damit gleichbedeutend war — die Aufrechthaltung des Utrechter Friedens in seinem ganzen Umfange zum Ziel seiner Politik zu machen; nemlich die in diesem Frieden von Spanien gemachten großen Bewilligungen durch den Assiento-Tractat. Zufolge desselben hatten die Engländer das Recht, das

Spanische America auf 30 Jahre mit Negersclaven zu versehen, und jährlich ein Schiff von 500 Tonnen auf die große Messe von Portobello zu schicken *); Bewilligungen, die fast unausbleiblich durch den Schleichhandel der davon unzertrennlich war, ihnen den Handel des Spanischen Americas zusichern mußten. Je einträglicher fast mit jedem Jahre diese Vorrechte wurden, um desto mehr war es das Streben der Brittischen Regierung, durch Fortdauer des Friedens auch die Fortdauer dieser Vortheile zu sichern. Es wäre überflüssig die Begebenheiten zu erzählen, die nach 1719. den Sturz Alberonis, und darauf den Beytritt Spaniens zu der Quadrupelallianz herbeyführten, wodurch jener Zweck erreicht wurde.

Diese Auseinandersetzung zeigt wohl hinreichend, daß die Einmischung Englands in die Angelegenheiten des westlichen Europas in der er-

*) Die Messe von Portobello war damals eine der wichtigstigsten in der Welt, weil hier der Umsatz der Europäischen Waaren für das Spanische Südamerica gegen das Gold und Silber von Peru geschah.

sten Hälfte der Regierung Georgs I. keinesweges blos in dem Interesse des Regenten, sondern auch in dem Interesse der Nation gegründet war. Es war damals noch von keiner Alleinherrschaft der Meere, es war nur von der Erhaltung des Gleichgewichts, so wie von der Erhaltung der Vortheile die der Nation zugesichert waren, und von der Fortdauer der Ruhe Europas, die Rede. Allein desto wichtiger fängt jetzt schon der Einfluß der Colonialbesitzungen an, auf die Continentalpolitik zu wirken, dessen Fortschritte in der Folge nicht unbemerkt bleiben dürfen.

Indem aber das Brittische Cabinet in den Westen von Europa thätig war, knüpften sich zugleich neue Fäden der Continentalpolitik in dem Osten an. Der große Krieg, der den Norden dieses Welttheils ein und zwanzig Jahre hindurch verwüstete, (1700 – 1721.) äusserte auch auf England seinen Einfluß. Es ist der, beynahe in allen Brittischen Geschichten wiederholte, Vorwurf, der Georg dem ersten gemacht wird, daß er den König hier mit dem Churfürsten ver-

wechselt, und seinen deutschen Ländern zu Gefallen auch als König sich in jene Fehden habe verwikkeln lassen. Um desto mehr verdienen hier die Fragen eine unpartheyische Untersuchung, — und was könnte noch jetzt wohl dieser Unpartheylichkeit im Wege stehen? — inwiefern das Interesse von England selbst diese Einmischung erforderte? Inwiefern es mit dem des Churfürstenthums übereinstimmte? Und inwiefern der Erfolg für England nachtheilig oder vortheilhaft war?

Es ist bereits in den ersten Theilen dieser Abhandlung gezeigt, daß England schon seit längerer Zeit kein müssiger Zuschauer bey den Nordischen Staatshändeln geblieben war. Der Grund davon lag in seiner Schiffarth nach der Ostsee. Seitdem diese beträchtlich wurde, konnten ihm die dortigen Veränderungen so wenig gleichgültig seyn, als sie es den Holländern waren, mit denen es diese Schiffarth, wenn auch damals noch sehr ungleich, theilte. Sie konnten dieses um so viel weniger seyn, da die natürliche Beschaffenheit der Ostsee, zu welcher man nur durch schmale Meerengen, unter denen eigentlich nur

Eine, der Sund, eine völlig brauchbare Straße für die Schiffarth ist, gelangen kann, es keinesweges gleichgültig machte, in wessen Händen diese Straße, und mit ihm der Zugang zu jenem Meere sey. Wenn eine einzige Macht im Norden die Herrschaft an sich riß; wenn sich hier, wie es in der Periode der Schwedischen Uebermacht mehr wie einmal im Werke war, eine einzige große Monarchie bildete, die jene Straße wirklich verschließen, oder durch willkührliche Erhöhung von Zöllen so gut wie verschließen konnte, so war der Handel und die Schiffarth der Engländer und Holländer dahin im hohen Grade precair und ungewiß.

Die thätige Theilnahme Englands an den Händeln des Nordens fängt daher auch erst an in der Periode der Schwedischen Uebermacht, als diese anfieng Dänemark zu bedrohen; und die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts, oder wenigstens die Sicherung der Existenz des einen wie des andern, war das Ziel derselben. Freylich konnte nach den Verhältnissen Englands diese Theilnahme außer den Negotiationen nur in der

Sendung von Flotten bestehn; allein nach der Lage dieser Reiche, bey der jeder Krieg zwischen ihnen, sobald er ernstlich seyn sollte, nicht wohl bloßer Landkrieg, sondern auch Seekrieg seyn mußte, war gerade eine solche Hülfe von hoher Wichtigkeit; und konnte selbst, was sonst bey Seeunternehmungen nicht leicht der Fall zu seyn pflegt, entscheidend werden.

Die innern Unruhen und Kriege, welche England gegen das Ende des dreyssigjährigen Krieges verwüsteten, machten eine lebhafte Theilnahme an der damaligen Bedrängniß Dänemarks durch Schweden, die durch den Frieden von Brömsebroe endigte (1645.), unmöglich. Die Periode von Cromwell ist aber der Zeitpunct, wo diese anfieng. Seine Absicht gieng selbst, wie in dem ersten Abschnitt dieser Abhandlung gezeigt ist, dahin, England Besitzungen in der Ostsee zu verschaffen. Als Carl Gustav von Schweden Dänemark gänzlich zu vernichten drohte (1657.), nahm sich England thätig desselben an. Unter Englischer Vermittlung ward der Friede zu Rothschild geschlossen (28. Octob. 1658.); und

und wie Carl Gustav plötzlich diesen wieder brach, und Copenhagen belagerte, nahm England nicht nur an der Verbindung im Haag Antheil; sondern Englische Kriegsschiffe giengen auch mit der Holländischen Flotte nach der Ostsee, und trugen durch den Sieg über die Schwedische Flotte viel zu der Entsetzung von Copenhagen bey (1659.). Der Handel nach der Ostsee, die Erhaltung des Sundzolls auf dem bisherigen Fuß, sind die Ursache, welche in dem damaligen Tractate von dieser eifrigen Theilnahme angeführt werden *).

Die kurz darauf erfolgte Veränderung in England, durch die Wiederaufrichtung des Throns, veränderte die Theilnahme Englands nicht nur nicht, sondern befestigte sie vielmehr. Man hielt den Handel nach der Ostsee für so wichtig, daß er durch neue Handelsverträge mit Schweden sowohl als Dänemark regulirt ward, welche noch jetzt die Grundlagen des beyderseitigen Verkehrs ausmachen. Der mit Schweden ward von Carl II.

*) Man sehe Schmauß Einleitung zu der Staatswissenschaft. II, S. 129.

bereits im Jahr 1661. mit der Regentschaft, unter der Carl XI. stand, abgeschlossen und im Jahr 1666. in einigen Stücken verändert; der mit Dänemark kam im Jahr 1671. zu Stande *). In beyden wurde besonders darauf Rücksicht genommen zu bestimmen was Contrebande sey, (worüber jedoch die Bestimmungen nicht gleichlautend sind), um auch in kriegerischen Zeiträumen den Störungen jener Schiffahrt vorzubeugen. Was aber die Aufmerksamkeit der Engländer auf die Ostsee am meisten rege erhielt, war das beständige Streben der Holländer, ihnen den Rang dorten abzulaufen, und wo möglich sie gänzlich davon auszuschließen; weshalb die Verhältnisse beyder Staaten auch gewöhnlich auf den Norden zurückwirkten. Einen deutlichen Beweis davon geben die Unterhandlungen während des Kriegs den beyde Mächte in den Jahren 1665-1667. mit einander führten, der durch den Tractat von Breda endigte. Die Holländer gewannen damals Dänemark

*) Man findet sie in *Schmauſs Corpus Juris gentium.* Vol. II. p. 753. und 2328.

sowohl als Schweden für sich; und den Engländern sollte der Eingang in die Ostsee gänzlich durch die Dänen untersagt werden *). Allein der bald darauf folgende Frieden von Breda (1667.), und die neueren und größeren Auftritte im westlichen Europa, als Ludwig XIV. seine Kriege hier in den Niederlanden anfieng, veränderten die politischen Verhältnisse, und jene Unterhandlungen blieben ohne Erfolg.

Zwar erstreckten sich die Erschütterungen, welche die ehrsüchtigen Unternehmungen Ludwigs hervorbrachten, bis tief in den Norden: und als es Frankreich gelang Schweden für sich zu gewinnen, wurde auch Dänemark hereingezogen; allein der Krieg wurde kein Seekrieg, und hatte keine Beziehung auf den Handel. Man braucht außerdem nur an die innern Verhältnisse von England sich zu erinnern, wie sie sowohl unter Carl II. und Jacob II, als auch unter Wilhelm III. waren,

*) Zufolge des Tractats der d. 11. Febr. 1666. zwischen Holland und Dänemark in Haag abgeschlossen wurde. Schmauß Staatswissenschaft II, S. 178.

um es zu begreifen, weßhalb seine Politik in diesen Zeiten weniger auf den Norden gerichtet seyn konnte.

Der große Nordische Krieg aber, der nach einem 20jährigen Kampfe die Verhältnisse des Nordens gänzlich veränderte, mußte nothwendig die Aufmerksamkeit Englands erregen. Man sah davon schon die Beweise in dem Frieden zu Travendal (1700.), der unter Englischer Vermittelung und Guarantie zwischen Dänemark und Schweden geschlossen ward. Der Spanische Successionskrieg, der gleich darauf den Westen von Europa in Flammen setzte, und von England mit einer noch nie gesehenen Anstrengung und einem eben so großen Glücke zu Lande geführt ward, machten es freylich der Brittischen Politik unmöglich, sich mit Nachdruck in die Händel des Nordens zu mischen. Man beobachtete nur den Schwedischen Helden, und war gern zufrieden wenn man es nur verhindern konnte, daß ihn nicht etwa die Lust anwandelte, als Verbündeter von Frankreich mit dem Schwerdt darein zu schlagen. Allein durch den Utrechter Frieden

(1713.) von diesem Kampfe befreyt, war es wohl kaum anders zu erwarten, als daß England auch auf jener Seite wieder thätig seyn würde.

Aber gewiß war es für die Brittische Politik keine leichte Aufgabe, welche Parthey man hier ergreifen sollte? Alle Verhältnisse waren hier verändert; Schweden war erschöpft und zu Grunde gerichtet; und während Rußland seine Kräfte entwickelte, konnte nicht mehr blos von der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Dänemark und Schweden die Rede seyn. Aber aus welchem Gesichtspunkte mußte England diesen Wachsthum von Rußland, in Beziehung auf sein eigenes Interesse, betrachten? — Auf der Einen Seite konnte es der Brittischen Politik nicht gleichgültig seyn, daß im Norden eine Macht sich bildete, die nicht nur die Unabhängigkeit und selbst die Existenz der übrigen Staaten bedrohete; sondern es auch ganz darauf anlegte große Seemacht zu werden, und die Herrschaft der Ostsee an sich zu reissen. Auf der andern Seite bedurfte es keines großen Scharfsinns, um die Vor-

theile, wo nicht zu berechnen, doch wenigstens zu ahnen, die England aus der Policirung Rußlands zuwachsen mußten. Die Bekanntschaft mit den Künsten und Bedürfnissen des Luxus in einem so unermeßlichen Reiche, öfnete für die handelnden und fabricirenden Völker Europas einen eben so unermeßlichen Markt für ihre Producte, von dem man die Engländer unmöglich ganz verdrängen konnte, wenn sich auch damals noch nicht voraussehen ließ, welches Uebergewicht dereinst England auf diesem Markte durch den Fall des Holländischen Handels haben werde.

Allein von diesen allgemeinen Betrachtungen gieng die Brittische Politik, wie es scheint, nicht aus. Man warf keine Blicke in die Ferne, sondern handelte nach den Verhältnissen des Augenblicks. Man nützte einzelne Gelegenheiten die sich darboten, und ward so in jene Händel verflochten, ohne ein festes System zu befolgen. Die Verbreitung des Nordischen Kriegs nach Deutschland, worin Georg I. als Churfürst von Hannover verwickelt wurde, gab dazu die Veranlassung.

Durch die Angriffe seiner Feinde hatte Schweden fast alle seine deutschen Besitzungen verlohren, und besonders waren die durch den Westphälischen Frieden erlangten Herzogthümer Bremen und Verden in die Hände der Dänen gekommen. Dänemark verkaufte bekanntlich diese Länder an Hannover durch einen Tractat der am 26. Juni 1715. unterzeichnet ward. Da Schweden diesen Kauf nicht anerkennen wollte, vielmehr Carl XII. es kein Hehl hatte, daß sein ganzes Streben dahin gehe, wo möglich in Norddeutschland wieder den Meister zu spielen, so würde die Verflechtung Hannovers in den Nordischen Krieg schon eine natürliche Folge gewesen seyn, wenn auch in dem Tractat nicht ausdrücklich wäre bestimmt worden, daß Georg I. an Schweden den Krieg erklären sollte *). Er erklärte ihn auch als Churfürst von Hannover. Auch führte ihn Georg I. auf dem festen Lande nur als solcher; zugleich aber wurde ein Geschwader

*) Man sehe die Actenstücke in *Memoires* de Lamberti, IX, p. 299.

von 8 Englischen Kriegsschiffen nach dem Sund geschickt, das sich mit der Dänischen Flotte vereinigte *). Nicht mit Unrecht beklagte sich Carl XII. über diese letzte Maaßregel, die übrigens keine erheblichen Folgen hatte. Auch Er unterschied nun aber bey seinem bittern Hasse gegen Georg I. den König nicht weiter von dem Churfürsten; und suchte sich durch nichts geringeres, als durch eine Revolution zu Gunsten des Prätendenten in England zu rächen, die sein Minister der Freyherr von Görz zwar anlegte, aber nicht ausführen konnte.

Indessen gaben die großen Störungen, denen der Handel der Ostsee durch den Krieg ausgesetzt war, England auch Gelegenheit zu Klagen, die sein Interesse unmittelbar betrafen. Keine andre Macht hat die Handelsverbote mit ihren Feinden gegen die Neutralen so weit getrieben, als

*) Der Brittische Admiral Hopson diente damals unter dem Dänischen Oberbefehlshaber. So verändern sich die Dinge!

Carl XII. in seinen Verordnungen darüber *). Allerdings hatte er dazu besondre Ursache. Es war nach den damaligen Verhältnissen sein hohes Interesse, so viel ihm möglich war zu verhindern, daß Rußland ihm als Seemacht nicht überlegen ward. Gleichwohl war die Marine der Lieblingsgegenstand der Sorgen von Peter; und bereits 1716. konnte er selber mit einer Flotte in der Ostsee erscheinen, die der Schwedischen überlegen war. Die Neutralen, vorzüglich die Holländer, erleichterten ihm dieß auf alle Weise. Der große Gewinn der dabey zu machen war, bewog sie, ihm nicht nur andere Nothwendigkeiten, sondern selbst ganze Schiffe zuzuführen, die als Kriegsschiffe gebraucht werden konnten. Darauf gründeten sich die scharfen Maaßregeln von Carl, die zwar zunächst die Holländer, aber nach ihnen auch die Engländer trafen, und ihre Schiffarth auf der Ostsee beynahe vernichteten, wenn sie nicht durch die Bedeckung von Kriegsschiffen sie sicherten.

*) Man sehe seine Edicte vom 8. Febr. ... 19. Decemb. 1715. bey Lamberti, IX, p. 228.

Das Interesse von Georg I., als Churfürst von Hannover, war also nicht das einzige, welches ihn zu Maaßregeln gegen Carl bewegte; auch als König von England hatte er Ursache sich zu beklagen. Indeß ist es der, bey allen Englischen Schriftstellern wiederholte, Vorwurf, daß er dieß doppelte Interesse zu wenig unterschieden habe; daß der Wunsch, die Herzogthümer Bremen und Verden zu behaupten, wodurch die Communication zwischen seinem neuen Reiche und seinen deutschen Ländern eröfnet ward, ihn verleitet habe, auch England in die Nordischen Fehden zu verflechten. Es möchte schon nach dem bisher Gesagten nicht schwer seyn, Gründe zu der Vertheidigung von Georg I. zu finden; allein wenn man auch jedem darin sein eigenes Urtheil läßt, so bleibt ein anderer Gesichtspunct übrig, den, von allen mir bekannten, Englischen Schriftstellern kein Einziger gefaßt hat; und der zur Beurtheilung dieses Gegenstandes der wichtigste ist. Ich meine die Bestimmung der Frage: für wessen Interesse die Acquisition von Bremen und Verden wichtiger war, ob für

das von England, oder für das von Hannover? — Ich glaube es ist nicht schwer das erste zu zeigen.

Hannover gewann durch jene Acquisition allerdings wohlfeilen Kaufes zwey Provinzen, von denen jedoch die eine an sich nur von geringer, die andere zwar von größerer Wichtigkeit ist, beyde aber nur längs den Ufern der Flüsse eine höhere Fruchtbarkeit genießen. Allein die letzte dieser Provinzen beherrscht die Mündungen der beyden Hauptflüsse, und also die beyden Haupthandelsstraßen des Nördlichen Deutschlands; und wird durch diese ihre geographische Lage von hoher Wichtigkeit. Für das Churfürstenthum, ein Land das verhältnißmäßig wenig exportirt, und dem man seine Exporte, da sie gar nicht zu den Gegenständen gehören, die man unter der Contrebande zu begreifen pflegt, auch nicht leicht zu verhindern Ursache haben konnte, war dadurch wenig gewonnen; allein für England desto mehr. Seitdem die Provinz, welche die Mündungen jener Ströme, und mit ihnen die beyden ersten Seestädte von Deutschland

beherrscht, zu den Domänen seines Königs gehörte, waren diese großen Handelsstraßen England bleibend geöfnet; die Communication mit Deutschland hieng nicht mehr von politischen Conjuncturen ab; es brauchte nicht zu fürchten, daß seinen Exporten durch erhöhte Zölle der Eingang erschwert oder gänzlich versagt wurde; ihm war die Perspective eröfnet, sich des Handels von Norddeutschland zu versichern.

Um die Wahrheit dieser Bemerkung einzusehen, muß man den Gegenstand nicht nach den jetzigen, sondern den damaligen Verhältnissen betrachten. Es war, bey der damaligen Spannung zwischen England und Schweden, nichts weniger als eine leere Besorgniß, daß Carl jede Gelegenheit ergreifen würde sich zu rächen. Gesetzt er hätte sich wieder gehoben, — und war dieß nach der fast schon zur Reife gediehenen Aussöhnung mit Rußland nicht höchst wahrscheinlich? — und wäre wieder zum Besitz seiner deutschen Länder gekommen; würde nicht gleich damals, oder auch bey jedem nachmals entstandenen Streit die Sperrung jener Flüsse so gut wie die Sperrung

der Ostsee, und die Ausrüstung von Capern auf der Nordsee so gut wie auf jener, die Folge davon gewesen seyn?

Für den Brittischen Handel mußten aber jene Vortheile desto wichtiger erscheinen, je mächtigere Rivalen ihm damals noch entgegenstanden. Es fehlte zu jener Zeit noch viel, daß die Engländer schon die ersten in dem Handel mit Deutschland, besonders auf der Elbe und Weser, gewesen wären. Dieß waren ohne Widerrede noch die Holländer. Um also die Concurrenz mit Holland auszuhalten, um ihm allmählig gleich zu kommen, wo nicht es zu verdrängen, war jene Acquisition von doppelt großer Wichtigkeit. Es wäre leicht noch weitere Vortheile aufzuzählen, wie die ungehinderte Ueberschiffung von Truppen aus oder nach Deutschland, und andere, die England dadurch gesichert wurden, und deren Wichtigkeit von den jedesmaligen politischen Conjuncturen abhieng.

Aus diesem Allen glaube ich erhellt hinreichend, — und mehr sollte auch nicht dadurch gezeigt werden, — daß es eine höchst beschränkte Ansicht der Brittischen Schriftsteller ist, wenn

sie die bisher beschriebene Einmischung Georgs I. in die Nordischen Angelegenheiten, aus der England viel wesentlichere Vortheile als Hannover zog, ihm zum Vorwurfe machen.

Immer aber bleibt es wahr, diese Einmischung beruhte nicht auf festen politischen Principien, sondern war ein Werk der Umstände. Daher änderte sie sich auch völlig, so wie die Umstände sich änderten.

Carl XII. fiel in den Laufgräben *), sein Minister, sein Freund und Rathgeber, mußte das Blutgerüst besteigen; und mit ihnen stürzte auch das ganze Gebäude ihrer Politik zusammen; eben da es seiner Vollendung nahe war. Es ist bekannt, daß dieses auf das Fundament einer Aussöhnung mit Rußland gegründet war, um dafür auf Kosten der andern Feinde, besonders Dänemarks, Ersatz zu finden. Die neuen Machthaber in Schweden wollten schon diesen Plan nicht, weil es der Plan des verhaßten Görz gewesen

*) 11. Dec. 1718. Und schon am 28. Febr. 1719. ward Görz gerichtlich ermordet.

war. Wenn aber Carl XII. mit seinem eisernen Willen und seinem eisernen Arm nicht mehr fähig gewesen war, sich allein zu helfen, wie hätte diese Regierung es vermocht? Es blieb also nichts übrig, indem man mit Rußland wieder brach, als bey denen Hülfe zu suchen, die man so eben mit allem Nachdruck hatte bekriegen wollen; vor Allen aber bey England. Der Friedensschluß mit Georg I., als Churfürst von Hannover, in dem Schweden gegen ein Aequivalent an Gelde den Herzogthümern Bremen und Verden entsagte, bahnte dazu den Weg; und kurz darauf folgte ein Allianz-Tractat mit England *), der ausdrücklich gegen Rußland gerichtet war, in welchem der Beystand sowohl mit einer Flotte als mit Landtruppen stipulirt ward, um den verwüstenden Einfällen des Czars Grenzen zu setzen.

Das System der Brittischen Politik im Norden ward daher plötzlich umgekehrt, und England

*) Der Frieden mit Hannover ward abgeschlossen 20. Nov. 1719.; und schon am 21. Jan. 1720. die Allianz mit England.

trat als der erklärte Gegner von Rußland und als der Vermittler bey Schwedens andern Feinden, bey Preussen und Dänemark, auf. Wie schlecht Schweden bey dieser Verbindung fuhr, ist aus der Geschichte bekannt; es mußte den Frieden mit Preussen durch die Abtretung des größten Theils von Pommern, den mit Dänemark durch die Aufgebung seiner Zollfreyheit im Sunde erkaufen. Aber der Zweck, den man erreichen wollte, ward dennoch nicht erreicht. Ungeachtet der hingesandten Flotten, die zu spät kamen, wurden die Küsten von Schweden von dem Czar nicht weniger auf das grausamste verwüstet; und der Preis, für den der Nystädter Friede von ihm erkauft werden mußte *), benahm Schweden vollends alle Hoffnung, je wieder in die Reihe der ersten Mächte von Europa eintreten zu können.

Wenn Schweden auf eine so harte Weise für seine politischen Fehler büßen mußte, so ließ die Umänderung der Brittischen Politik sich vielleicht damit entschuldigen, daß England die furchtbare Ver-

*) 10. Sept. 1721.

Vergrößerung Rußlands hindern, und das System des Gleichgewichts in dem Norden aufrecht erhalten wollte. Allein in diesem Falle unternahm es etwas, das es nicht ausführen konnte; und gab bereits damals einen Beweis, wie wenig es seine eigenen Kräfte richtig zu schätzen, und seinen Wirkungskreis zu berechnen im Stande sey. Der einzige Schaden, den es Rußland zufügen konnte, war, auf einige Zeit seine Schiffarth auf der Ostsee zu erschweren. Gewiß aber reichte dieses nicht hin, seinen Wachsthum aufzuhalten. Zu der Aufrechthaltung des Gleichgewichts im Norden, war es aber überhaupt zu spät. Als Rußland vollends im Nystädter Frieden die schönsten Länder an der Ostsee, Liefland, Esthland, Ingermanland und einen Theil von Carelien von Schweden abgetreten bekam; — welche Unterstützung, wie kräftig sie auch immer gewesen wäre, hätte Schweden noch im Stande erhalten können, Rußland zu balanciren?

Durch den Nystädter Frieden ward zwar für England nichts bestimmt; allein er wurde doch die Grundlage seiner Continentalpolitik in Rücksicht

des Nordens. So wie die Folgen dieses Friedens sich zwar langsam aber um desto sicherer in dem Aufblühen von Rußland entwickelten, so wie nicht nur seine Ausfuhr, da es jetzt im Besitz der Haupthäfen an der Ostsee war, zunahm, sondern auch durch die Verbreitung des Europäischen Luxus seine innere Consumtion, so entwikkelte sich auch immer mehr bey England die Ueberzeugung, daß dieses Aufblühen für dieß letztere Land keinesweges bedenklich, wohl aber höchst vortheilhaft sey; da der Markt für die Brittischen Waaren sich um so mehr erweiterte, und der Handel nach der Ostsee immer wichtiger wurde. Dazu kam das, in gleichem Maaße als die Brittische Marine anwuchs, steigende Bedürfniß, sich mit den zum Schiffbau nöthigen Materialien, Holz besonders und Hanf, aus der Fremde zu versehen; welches beydes das unermeßliche Rußland am freygebigsten darbot. Beyde Länder kamen mit Einem Wort immer mehr dahin, sich wechselsweise unentbehrlich zu werden; nicht um gemeinschaftliche Kriege zu führen, sondern um wechselseitige Bedürfnisse zu stillen; Verbin-

dungen, die fester und unauflöslicher als alle Allianztraktate sind.

Unter diesen Verhältnissen mußte der Character der Brittischen Continentalpolitik im Norden mehr leidend als thätig werden. Das gute Vernehmen mit Rußland wurde ein Bedürfniß für beyde; und nichts war da, was dieses Band hätte stören können. Wenn auch zuweilen die Rückwirkungen der politischen Verhältnisse des Westens von Europa auf den Norden dergleichen konnten fürchten lassen; so blieben diese doch ohne erhebliche Folgen. Dieses dauerte so lange bis Rußland einen unmittelbaren und kräftigen Antheil, nicht blos an den Angelegenheiten des Nordens und Ostens, sondern auch des Westens und Südens von Europa nahm. Seitdem dieses geschah, mußten auch neue Fähden der Brittischen Continentalpolitik im Norden sich anspinnen, wie die Folge dieser Untersuchung zeigen wird.

Der glückliche Erfolg, welchen die Stiftung der Quadrupelallianz für das westliche Europa erzeugte, hatte England nicht blos auf das tiefste

in die Verhältnisse desselben verflochten, sondern man kann selbst sagen daß es die Seele derselben blieb. Die Annahme der Bedingungen, welche diese Allianz Spanien vorschrieb, durch diese Macht, stellte nach dem Fall von Alberoni (26. Jan. 1720.) zwar noch keinen sichern Frieden, aber doch den Ruhestand wieder her; auf einem allgemeinen Congresse sollten die noch streitigen Puncte ausgemacht werden. Unter diesen Umständen ließ es sich voraus erwarten, daß die Theilnahme Englands an den Verhandlungen des Continents nicht anders als sehr lebhaft seyn konnte; in der That aber übertrifft sie fast noch die Erwartung. Die politische Thätigkeit und das Negociiren war ein Bedürfniß für Georg I. geworden. Es kann seyn, daß anfangs das Bestreben, zu zeigen daß er nicht blos der Regierung eines kleinen sondern auch eines großen Staats, und der Lenkung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Europa gewachsen sey, daran Theil gehabt habe; allein einmal so tief in diese verflochten, würde er sich, ohne sich selbst und England zu compromittiren, nicht so leicht haben zurückziehen

können, wenn es auch seiner Neigung gemäß gewesen wäre. Dazu kam aber noch, daß um eben diese Zeit (April 1721.) ein Minister in England das Staatsruder bekam, und ganzer 21 Jahre in den Händen behielt, der darin mit seinem Herrn übereinstimmte, den Krieg zwar nicht zu scheuen, aber alle Mittel anzuwenden, die Unterhandlungen und Demonstrationen darbieten konnten, ihn zu vermeiden. Die lange, und fast immer friedliche, Administration von Robert Walpole, ließ also schon im voraus solche Erscheinungen erwarten.

Die Continentalverhältnisse von England lassen sich immer aus dem doppelten Gesichtspunct betrachten; inwiefern sie für England? und inwiefern sie für das Ganze des Europäischen Staatensystems vortheilhaft oder nachtheilig waren? Es versteht sich, daß in dem Brittischen Cabinett die erste Frage auch immer die überwiegend wichtige war. Auch wir werden daher unsern Gegenstand zuerst von dieser Seite betrachten müssen; nichts aber soll uns deßhalb hindern ihn auch von der andern Seite anzusehen;

und die Uebereinkunft und die Verschiedenheiten von beyden zu bemerken.

Es ist nicht zu leugnen, daß wenn man die Brittische Politik in den letzten Jahren Georgs I. übersieht, kein fester Plan darinn sich zeigt. Ein Inselstaat, der an den Angelegenheiten der Continentalmächte Antheil nimmt, wird dieses nur vermöge eines auf richtige Politik gegründeten, und mit Festigkeit befolgten, Foederationssystems thun können. Wir haben gesehen, wie bisher die Fäden von diesem von England angeknüpft waren. Allein in dem Zeitraum von dem hier die Rede ist, wechselten jene Verbindungen so sonderbar, daß man jene Grundsätze zu vergessen schien. Die Verbindung mit Frankreich ward erneuert, die mit Oesterreich aufgelöset. Die Allianzen im Norden werden nur durch die Rückwirkungen der Verbindungen im Westen bestimmt. Die Nichtkenntniß der wahren Entwürfe der auswärtigen Staaten, die man so oft dem Brittischen Cabinet vorzuwerfen Gelegenheit sieht, zeigte sich auf eine auffallende Weise. Indeß erfordert auch die Gerechtigkeit zu bemerken,

daß die Verhältnisse der Continentalmächte gegen einander nicht weniger wechselnd und ungewiß waren, weil sie großentheils durch die Aufregung eines persönlichen und leidenschaftlichen Hasses bestimmt wurden. Daher das allgemeine Schwanken der damaligen Politik, welches unmöglich ganz ohne Rückwirkung auf England bleiben konnte. Doch zeigt sich in der ganzen damaligen Thätigkeit des Brittischen Cabinets Eine herrschende Idee, die nicht blos für England sondern für Europa höchst wohlthätig war: die Erhaltung des Friedens. Man kann nur zweifeln ob man immer dazu die rechten Mittel ergriff.

Eine Frucht davon war der Congreß zu Cambray, der sich unter der Vermittlung Englands und Frankreichs 1721. anfieng zu versammlen, um nach langem Zaudern und vergeblichen Unterhandlungen im Jahr 1725. wieder fruchtlos auseinanderzugehen. Hier sollte der alte Streit zwischen Oesterreich und Spanien gänzlich geendigt, hier sollten die neuen Fehden, die vorzüglich über die Puppe von Carl VI, die Indische Compagnie zu Ostende, über wel-

che alle andere Handelstaaten ein Geschrey erhoben, als gälte es ihr höchstes Interesse, beygelegt; mit Einem Worte hier sollte das Uebel ganz mit der Wurzel ausgerottet werden. Allein wo bestätigt wohl die Geschichte auffallender die Wahrheit, daß große Convente gewöhnlich vergeblich, oft höchst schädlich sind, wenn nicht große Männer sie leiten, die sich über kleinliche Leidenschaften zu erheben, und das Große für groß, so wie das Kleine für klein anzusehen und darnach zu behandeln wissen? Die Stimmen der Vermittler verhallten unter dem lauten Gezänk über meist unbedeutende Gegenstände; die Leidenschaften wurden nicht gestillt, sondern erst aufgeregt; und der Convent hätte kaum ein anderes Ende nehmen können als er nahm, wenn nicht auch andere Zwischenvorfälle ihn aufgelöset hätten.

Es ist ein trauriges Schauspiel zu sehen, wie damals die Politik von fast ganz Europa durch die beschlossene aber vereitelte Heirath eines Kindes bestimmt ward; und wie wenig daran fehlte, daß kein allgemeiner Krieg wieder ausbrach.

Eine Spanische Infantin war bey der Annahme der Quadrupelallianz, (damals erst Ein Jahr alt) zur Gemahlin von Ludwig XV. bestimmt, und nach Paris gesandt worden, wo sie erzogen ward. Der Herzog von Bourbon, der dirigirende Minister in Frankreich, hatte aber seine Gründe, weshalb er eine baldige Verheirathung des jungen Königs wünschte; die nach dem Alter der Infantin noch kaum in 10 Jahren möglich gewesen wäre. Er suchte also eine schon erwachsene Gemahlin für Ludwig, die er in der Tochter des gewesenen Königs von Polen, Stanislaus Lescinsky fand; und die Spanische Infantin ward zurückgesandt. Dieser Vorfall, der immer kränkend war, erzeugte jetzt den höchsten Grad der Erbitterung bey der ohnehin so stolzen Elisabeth, die sich zugleich als Mutter und Königin beleidigt fühlte *). Allein bey

*) Elisabeth von Parma war bekanntlich seit 1715. die zweyte Gemahlin von König Philipp V, und die eigentliche Beherrscherin Spaniens. Ihre erste Sorge war ihre eigene Kinder auf Thronen zu setzen, (da der von Spanien zunächst den Söhnen der ersten Ehe gebührte;)

der freundschaftlichen Verbindung zwischen Frankreich und England durfte man es um so weniger wagen mit Frankreich zu brechen, da durch den Congreß zu Cambrais noch immer die völlige Aussöhnung mit Oesterreich nicht bewirkt war. Es war bey einer solchen Stimmung der Gemüther auch nicht zu erwarten, daß auf einem Congreß eine solche Vereinigung erreicht werden konnte; und daher faßte man in Spanien den raschen Entschluß, einen Versuch zu machen, sich mit Oesterreich unmittelbar zu setzen. Dieser Versuch war an und für sich nicht tadelnswerth; er konnte kaum mißlingen, da man über die Hauptpuncte, die wechselseitigen Verzichtleistungen, längst in der Stille einverstanden war, und bey den übrigen keine Collision von Interesse statt fand; allein nur fehlte man darin, daß man weder in der Wahl des Vermittlers, noch in der ganzen Art zu verfahren, vorsichtig genug war. Nie

wodurch Spanien in mehr als Einen Krieg gestürzt ward. Die Aussicht, ihre Tochter auf dem Französischen Thron zu sehen, war ein Hauptheil ihres Plans, der jetzt vereitelt ward.

wäre es, als man durch den Wiener Tractat, vom 30. April 1725. und den gleich darauf folgenden Handelstractat sich mit Oesterreich wirklich verglich, nöthiger gewesen, durch eine vorsichtige und schonende Politik die Besorgnisse zu besänftigen, die bey den auswärtigen Mächten durch diese unverhofte Entwickelung des politischen Gewebes entstehen mußten. Allein das Geschäft der Vermittelung ward einem der eitelsten und prahlhaftesten Menschen übertragen, dem Duca de Ripperda*), der, von seinem unverhoften Glücke berauscht, sich so wenig darin zu finden wußte, daß er sehr bald seinen eignen Sturz dadurch herbeyführte. Das unkluge Betragen dieses Mannes, der sich jetzt für den ersten Staatsmann in Europa ansah, seine Großthuerey, und das beleidigende Benehmen gegen die Gesandten der fremden Mächte, mußte Spanien in eine Crisis stürzen, deren Ausgang weit eher kriegerisch als friedlich seyn zu müssen schien.

*) Eigentlich ein gebohrner Holländer, den Alberoni als Fabricant nach Spanien gezogen hatte. Nach seinem Fall irrte er als Abentheurer in der Türkey umher.

Diese Aussöhnung zwischen Spanien und Oesterreich weckte die ganze politische Thätigkeit von Georg I. Sie enthielt eigentlich zunächst nur das, was England immer betrieben hatte, nemlich die gänzliche Vollendung des Utrechter Friedens, und eine Defensivallianz. Allein man glaubte weit mehr darin zu sehen, als wirklich darin war. Man wollte von geheimen Bedingungen wissen, die vorzüglich gegen England gerichtet seyn sollten; um nicht nur Spanien Gibraltar *), und Carl dem VI. die Sicherung seiner Ostendischen Compagnie zu verschaffen, sondern selbst den Prätendenten auf den Brittischen Thron zu setzen; — denn in welcher der damaligen politischen Verhandlungen durfte dieses Gespenst fehlen? Der Erfolg hat gezeigt, daß man wirklich nur Gespenster sah; das Brittische Cabinet hatte sich von der wahren Lage der Dinge nicht gründlich unterrichtet; man glaubte den Gerüchten und

*) Spanien machte allerdings Ansprüche auf Gibraltar, Carl VI. hatte aber nur seine Mediation zugesagt.

dem Hörensagen; allein die Folge davon schien höchst ernsthaft zu werden.

Die neue supponirte Offensiv-Allianz sollte durch eine Gegenallianz bekämpft werden, die Georg I. während seines Aufenthalts in seinen Deutschen Staaten mit Frankreich und Preussen zu Herrenhausen schloß (3. Sept. 1725.). Ja! diese politischen Erschütterungen erstreckten sich bis nach dem äußersten Norden. Es gelang Oesterreich, Rußland und anfangs auch Schweden auf seine Seite zu ziehen; um auch hier ein Gegengewicht zu haben, gewannen die Herrenhäuser Alliirten Dänemark, und auch Schweden trat bald, durch Subsidien die man ihm versprach, auf ihre Seite über. Es war einmal der Zeitraum der Bündnisse! Aber weit gefehlt, diese auf das wohlverstandene wechselseitige Interesse zu bauen, baute man sie auf Verhältnisse, die nothwendig vorübergehend seyn mußten. England trennte sich von Oesterreich, der Continentalmacht des südlichen Europas, mit der es allein durch ein bleibendes Interesse vereinigt seyn konnte. Es schloß sich an Frankreich

und an Preussen an. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben; Friedrich Wilhelm I. trat gleich nachher mit Oesterreich in besondere Unterhandlungen; weil er seinen Privatvortheil, in Rücksicht der bald zu erwartenden Eröfnung der Herzogthümer Berg und Jülich darin sah, oder darin zu sehen glaubte, um diese Besitzungen sich zu verschaffen.

In der That schien aber ein weit verbreiteter Krieg die Folge des Herrenhauser Bündnisses werden zu sollen. England rüstete drey Flotten aus, von denen die eine nach Westindien, die andere nach Gibraltar, und die dritte nach der Ostsee gesandt wurde. Die beyden ersten waren also gegen Spanien bestimmt, welches von seiner Seite dagegen bereits die Belagerung von Gibraltar anfieng; die dritte zur Unterstützung von Dänemark und Schweden, wenn Rußland Bewegungen machen sollte. Allein alle diese Aussendungen von Geschwadern blieben ohne wichtigen Erfolg: weil ein guter Genius die Kriegsflamme noch auslöschte, da sie schon aufzulodern angefangen hatte.

Europa verdankte dieß am meisten dem Ministerialwechsel, der 1726. in Frankreich vorgieng. Der Cardinal Fleury wurde hier dirigirender Minister, als der Herzog von Bourbon fiel; und brachte nicht weniger friedliche Gesinnungen in das Französische Ministerium, als Walpole sie in das Brittische gebracht hatte. Die Unterhandlungen, vorzüglich geleitet von den Päbstlichen Nuntien, nahmen eine günstige Wendung; und ein Hauptstein des Anstoßes ward aus dem Wege geräumt, als Carl VI. einwilligte seine Ostendische Handelscompagnie vorerst auf 7 Jahre zu suspendiren. Georg I. erlebte es noch so eben, daß zu Paris und Wien die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, die auch nach einigem Verzuge Spanien annahm; denen zu Folge England seine Flotten zurückrufen, Spanien aber die Blockade von Gibraltar aufheben sollte *); welche durch den Tractat zu Pardo, (einem Schlosse bey Madrit) von beiden Mächten demnächst bestätigt wurden **). Als

*) d. 13. Juni 1727.

**) 6. März 1728.

lein wenige Tage nach der Abschließung jener Präliminarien war Georg I. bereits am 22. Jun. 1727., während einer Reise in seine deutschen Staaten, gestorben.

Die bisherige Auseinandersetzung wird hoffentlich hinreichen, ein allgemeines Urtheil über die Continentalpolitik Englands unter Georg I. zu fällen, und ihre Folgen sowohl auf das Staatensystem von Europa überhaupt, als auch für England insbesondere, genauer zu bestimmen.

Auf das Europäische Staatensystem überhaupt, hatte die Einmischung Englands unter Georg I. offenbar höchst wohlthätige Folgen. Die Erhaltung des Friedens war ihr Zweck; und der Friede ward erhalten oder wiederhergestellt. Zu welchem langwierigen und blutigen Kriege hätte nach aller Wahrscheinlichkeit die Ausführung der Projecte Alberonis führen müssen, hätte England nicht Frieden geboten, und durch die Quadrupelallianz ihn erhalten, die sein Werk war! Die Ausführung jener Projecte, insofern sie sich auf die Wiedereroberung der verlornen Nebenländer bezogen, wäre so

wenig

wenig für Europa, als wahrscheinlich für Spanien selber ein Glück gewesen; das so theuere Erfahrungen wiederholt gemacht hatte, was entfernte Nebenländer kosten. Der Krieg im Norden ward durch Englands Vermittelung geendigt; und wenn es gleich für England unmöglich war, hier ein Gleichgewicht wiederherzustellen, so ward doch wenigstens Schweden durch dasselbe in der Reihe der selbstständigen Staaten erhalten, aus der es, ohne Hülfe, wahrscheinlich verschwunden wäre.

England selbst gewann durch seine Continentalverhältnisse zwar keine neue Besitzungen, (wiewohl ich glaube gezeigt zu haben, daß die Acquisition von Bremen und Verden auch für England ein hoher Gewinn war;) allein es erndtete Früchte anderer Art, von nicht geringerm Werth.

Ich rechne dahin zunächst: die Befestigung des Hauses Hannover auf dem Brittischen Thron. Die Nation hat dieses zu laut und allgemein als das größte ihr wie-

verfahrne Glück betrachtet, als daß es eines Beweises bedürfte; die Frage kann nur seyn, ob dieses eine Folge der Continentalverhältnisse war? Man könnte vielleicht dagegen einwenden, daß gerade die Versuche, den Prätendenten wieder auf den Thron zu erheben, durch die Einmischung Englands in die Angelegenheiten des Continents veranlaßt worden seyn. Allein so lange die Stuart's mächtige Freunde im Auslande hatten, oder haben konnten, bedurfte nicht auch das neuregierende Haus ihrer? Der Thron dieses Hauses stand noch keinesweges so sicher, daß man nicht jede Stütze hätte nützen müssen, die sich für ihn darbot. Ganz eigentlich aber ist es das lange gute Vernehmen mit Frankreich, welches am meisten dazu beytrug. Frankreich war die erste, vielleicht die einzige Macht, die durch die Unterstützung des Prätendenten dem neuen Hause große Gefahr hätte bringen können. Gewiß ein Glück, welches nicht ungenutzt bleiben durfte, das diesem Hause erlaubte durch diese Verbindung seinem Interesse gemäß zu handeln, ohne dem Interesse der Nation zu schaden!

Ferner: Durch jene lebendige Theilnahme erhielt sich England die hohe Achtung in dem Europäischen Staatensystem, welche es unter Wilhelm und Anna sich erworben hatte. Man muß sehr kurzsichtig seyn, um es nicht zu begreifen, von welcher Wichtigkeit die Opinion von einem Staate in einem solchen Systeme sey, wie das Europäische ist. Von ihr hängt das Betragen der andern, gerade so wie im Privatleben unter Individuen, ab. Selbst gesunkene Staaten haben daran öfters auf geraume Zeit ihre Stütze gefunden, wie Venedig und die Pforte; aber auch ein Staat, der erst im Steigen ist, darf gegen sie nicht gleichgültig seyn. Wenn auch durch diese Opinion gar kein positiver Gewinn erhalten würde, so ist doch schon der negative unschätzbar, daß nichts von Wichtigkeit ohne Vorwissen eines solchen Staats, und also nichts leicht gegen ihn und sein Interesse, unternommen wird. Es giebt für diese Wahrheit keinen besseren Commentar, als die Vergleichung Englands und der Republik der vereinigten Niederlande in den Zeiten, von denen hier die Rede ist, und noch die

Rede seyn wird. Dieser letzte Freystaat machte es seit dem Utrechter Frieden zu dem Hauptgrundsatz seiner Politik, sich möglichst von allen fremden Händeln entfernt zu halten; oder nur halb gezwungen daran Theil zu nehmen. Auch er stand noch eine Zeitlang in der Opinion in der Reihe der Staaten vom ersten Range. Allein nach und nach fieng er an darin zu sinken, und die Erfahrung hat gezeigt, wohin dieß führte!

Endlich war die Fortdauer des Friedens auch für England eine Frucht seiner Continentalpolitik, und zwar keine der geringsten. Sie sicherte ihm nicht nur den ruhigen Genuß der Vortheile des Spanischen Handels, sondern auch den vom Verkehr mit seinen Colonien, die eben damals anfiengen in Nordamerica und Westindien recht emporzublühen, besonders seitdem die, mit jedem Jahre steigende, Consumtion der Westindischen Producte, besonders des Caffees, anfieng diesen einen Werth zu geben, den Niemand vormals hätte ahnen können. Es waren noch nicht die Zeiten wie die jetzigen, wo England mächtig genug war, auch während

des Krieges seinen Handel ohne große Störung fortzuführen!

Wenn aber dieß Alles die Zweckmäßigkeit der Brittischen Continentalpolitik unter Georg I. im Ganzen beweiset, so soll es schlechterdings keine Vertheidigung jeder einzelnen Maaßregel seyn, welche in Rücksicht derselben ergriffen wurde. Es ist, besonders in den letzten 6 Jahren dieses Königs, nicht zu leugnen, daß die Einmischung des Brittischen Cabinets in die Angelegenheiten des festen Landes den Character einer übertriebenen Geschäftigkeit annahm, ohne dabey die Festigkelt zu behaupten, welche die unerlaßliche Bedingung dauerhafter Verbindungen ist. Es ist nicht zu leugnen, daß man zuweilen übereilte Maaßregeln ergriff, wie besonders diejenigen, welche durch das Herrnhauser Bündniß veranlaßt wurden, die, ohne einen Zusammenfluß glücklicher Umstände, die nicht in der Macht von England standen, wahrscheinlich nachtheilige Folgen gehabt hätten. Vielleicht muß man auch schon von hier an den Wahn datiren, durch seine Flotten mehr ausrichten zu

können, als die Natur der Dinge es zuläßt; so wie auch die Meinung, durch Subsidien die man ertheilte, viel zu gewinnen, wenigstens unterhalten ward, wenn sie auch damals noch nicht sehr große Folgen hatte.

Man erwartete bey dem Tode des Königs große Veränderungen in dem Ministerio. Allein diese erfolgten nicht; Walpole, unterstützt durch den Credit der Königin Caroline, blieb dirigirender Minister. Man wird also schon im voraus es nicht anders erwarten können, als daß der Geist der Brittischen Continentalpolitik in den ersten Jahren der Regierung Georgs II. sich ziemlich gleich blieb. Wenn aber auch keine schnelle Veränderung erfolgte, so führte doch der Wechsel der Verhältnisse auf dem festen Lande auch einen Wechsel der Verhältnisse für England herbey, der nicht unbemerkt bleiben darf.

Als Georg II. den Thron bestieg, dauerten die guten Verhältnisse zwischen England und Frankreich noch in ihrer ganzen Stärke fort. Die Charactere der beyden dirigirenden Minister, von Fleury und Walpole, paßten zu sehr für

einander, als daß eine Veränderung hier leicht eintreten konnte. Beyde wollten die Erhaltung des Friedens, und ihre Verbindung ward durch den Bruder des Brittischen Ministers, Horatio Walpole, als Gesandten in Paris, noch mehr befestigt. Preussen, der andere Herrnhäuser Verbündete, war schon, wie oben bemerkt, in Separatunterhandlungen mit Oesterreich hineingegangen; die Republik der Vereinigten Niederlande stand mit England und Frankreich in dem freundschaftlichsten Vernehmen; noch gewohnt sie an den großen Verbündungen in Europa Theil nehmen zu sehn, supponirte man auch jetzt ihren Beytritt zu jeder Verbindung; während sie selber, indem sie die Erhaltung des Friedens zum Zweck machte, nicht glaubte vorsichtig genug dabey verfahren zu können. Von den Verbündeten, Spanien und Oesterreich, war man mit dem ersten in Unterhandlungen begriffen: die, ob sie gleich anfangs durch den Tod des Königs eine ungünstige Wendung zu nehmen schienen, doch bald durch die Fortdauer der Administration von Walpole wieder in ihr altes Gleis gebracht, und

durch den Tractat zu Pardo glücklich beendigt wurden. Auch mit Oesterreich schien jetzt, seit der Suspension der Ostendischen Compagnie, der Faden der Freundschaft wieder angeknüpft werden zu können; aber bald wurde dieses durch neue Zwischenvorfälle verhindert, oder doch aufgeschoben.

Das Brittische Cabinet legte damals sichtbar einen viel höheren Werth auf die Freundschaft Spaniens als Oesterreichs. Die temporairen Vortheile durch den sichern Besitz Gibraltars und Minorcas, der einträgliche Handel nach Spanien selbst und vor allen nach seinen Americanischen Besitzungen, wie er durch die Verträge stipulirt war, schien ihm zu wichtig. Allein diese Freundschaft konnte nicht wohl erhalten werden, ohne in die eigennützigen Pläne der Königin von Spanien, zur Versorgung ihrer Kinder, hineinzugehen; und dadurch sich der Gefahr einer Beleidigung Oesterreichs auszusetzen. Indeß der Gewinn, der eine Trennung der beyden Mächte, Oesterreichs und Spaniens, für England mit sich zu führen schien, überwog diese Bedenklichkeit.

Durch die Bedingungen der Quadrupelallianz war der Königin von Spanien für ihren älteren Sohn Don Carlos, Toscana nebst Parma und Piacenza, nach ihrer bevorstehenden Eröfnung, versprochen worden; bis wohin sie mit neutralen Truppen besetzt bleiben sollten. Allein besorgt daß ihr möchten Hindernisse in den Weg gelegt werden, wollte sie sich derselben schon jetzt versichern, indem Spanische Truppen als Besatzung dahin verlegt wurden. England gieng in diese Pläne hinein, und schloß, ob sie gleich jener Stipulation der Quadrupelallianz entgegen waren, ohne Zuziehen und Vorwissen Oesterreichs in Verbindung mit Frankreich einen Tractat mit Spanien zu Sevilla ab*), in welchem Spanien dieses nicht nur bewilligt ward, sondern England selbst sich auch anheischig machte, dazu beyzutragen, daß Don Carlos mit 6000 Mann Spanischer Truppen nach jenen Provinzen geschickt wurde. Eine heftige Erbitterung Oesterreichs war davon die natürliche Folge.

*) 9. Nov. 1729.

Wie übel aber Oesterreich dieß auch empfand, wie laut es auch erklärte, daß es keine Spanische Truppen hier leiden würde; so gelang es Walpole dennoch, es zu besänftigen. Sein Plan war, zu versuchen zwischen zwey Klippen durchzusegeln; — und es gelang ihm. Nachdem die gefährlichste, der Bruch mit Spanien, vermieden war, kam es jetzt darauf an auch die andere zu vermeiden. Allein Walpole kannte den Talisman, durch den man den Unwillen Carls des 6ten beschwören konnte. Wer seine Successionsordnung zu Gunsten seiner Töchter, seine pragmatische Sanction anerkannte, konnte immer darauf rechnen ihn für sich zu gewinnen; und selbst zu Aufopferungen zu bewegen. Für diesen Preis erhielt Walpole, indem er jetzt eben so in der Stille mit Oesterreich negociirte, wie kurz vorher mit Spanien, die förmliche Aufhebung der Ostendischen Compagnie für England; so wie das Versprechen der Investitur mit Toscana und Parma, nebst der Einwilligung die Spanischen Truppen dahin zu senden, für Spanien; und der Wiener Vertrag vom 16. März 1731. ward geschlossen.

In jedem Continentalstaat hätte Walpole mit dieser Politik wahrscheinlich scheitern müssen. England war nun mit aller Welt Freund, ohne einen einzigen wahren Freund im politischen Sinne des Worts zu besitzen. Die Freundschaft Spaniens konnte nicht dauerhaft seyn, weil ein wachsender Keim der Zwietracht in den Handelsverhältnissen lag; die Freundschaft mit Frankreich erkaltete eben durch den Wiener Tractat, der ohne seine Theilnahme geschlossen war; wogegen Fleury das gute Vernehmen mit Spanien nicht nur wiederherstellte, sondern es auch immer mehr zu befestigen wußte. Die erneuerte Freundschaft mit Oesterreich bedurfte unter solchen Verhältnissen noch erst einer Feuerprobe, ehe man auf ihre Aechtheit zählen durfte. England hatte sich in ein Gewebe von Tractaten verstrickt, aus dem es kaum sich selber herausfinden zu können schien. Es war, wenn es alle erfüllen wollte, kaum möglich, daß an irgend einem Ende von Europa ein Krieg entstehen konnte, in den es nicht verflochten wurde, ja in dem es nicht Mehreren zugleich Hülfe leisten mußte. Allein ein Inselstaat hat

freylich hier große Vortheile vor jedem andern voraus. Er bleibt schon durch seine Lage auf jeden Fall vors Erste aus dem Gedränge; und wie viele Auswege lassen da, wo man Zeit hat, sich nicht finden, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne eben geradezu seinen Versprechungen untreu zu werden! Es ist eine sichere Regel, daß ein Inselstaat bey seinen Verbindungen mit Continentalmächten immer weniger auf das Spiel setzt, als diese in den ihrigen mit ihm. Wahrscheinlich waren es aber nicht solche Betrachtungen, die Walpole leiteten. Er war nicht der Mann, der seine Politik auf allgemeine Grundsätze baute, oder der sehr weite Blicke in die Ferne warf. Sein Ziel war die Erhaltung des Friedens. Es war ihm gleichgültig, durch welche Hindernisse sein Weg dahin zu kommen sich schlingen mußte, wenn es ihm nur gelang, eines nach dem andern glücklich zu vermeiden.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigt sich auffallend durch die Begebenheiten, welche in den nächsten Jahren in Europa sich ereigneten. Der erledigte Polnische Thron durch den Tod Kö-

nigs August II. *), stürzte den größten Theil des Continents von Eurpa in einen Krieg, wobey die Besetzung des Polnischen Throns bey den meisten nur ein Vorwand war. Carl VI. begieng die Thorheit, für die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction von Sachsen, für August III. Parthey mit Rußland und Preussen zu nehmen, und gab dadurch den Bourbonschen Mächten die Waffen gegen sich in die Hände. Angegriffen von Frankreich, Spanien und Savoyen, sah sich Carl VI. binnen Einem Jahre aller seiner Italiänischen Besitzungen beraubt, während die Ufer des Rheins zugleich der Schauplatz des Kriegs in Deutschland wurden.

Wer hätte nach so vielen vorhergegangenen Unterhandlungen, und so vielen allenthalben angeknüpften Verbindungen erwarten sollen, daß England bey dieser Crise und dem Angriff seines neuesten Verbündeten sich hätte neutral halten sollen? Auch fehlte es nicht an Aufforderungen um Hülfe von Oesterreichischer Seite; allein da der Tractat

*) 1. Febr. 1733.

mit dieser Macht nur ein Defensivtractat war, so hielt es nicht schwer ihn zu umgehen. England, in Verbindung mit Holland, beschränkte sich also auf das was ihnen selber am nächsten lag, die Neutralität der Oesterreichischen Niederlande aufrecht zu halten *); im übrigen aber Friedensvorschläge zu thun, die jedoch nicht angenommen wurden. Der Ausgang ist bekannt. Frankreich schloß die Wiener Präliminarien mit Oesterreich ohne Englands Dazwischenkunft **). Es acquirirte für sich — gegen das leere Versprechen der Anerkennung der Pragmatischen Sanction — das Herzogthum Lothringen; und die Königin von Spanien begnügte sich endlich für ihren Sohn D. Carlos statt Parmas und Toscanas mit dem Königreich Neapel und Sicilien; in der Hoffnung bey der nächsten Gelegenheit auch noch die übrigen Italiänischen Länder für ihren zweyten Sohn nachzuholen.

*) Durch einen Tractat mit Frankreich im Haag 24. Nov. 1733.

**) Am 3. Octob. 1735.

Das Benehmen Walpoles bey diesen Vorfällen war vielleicht den momentanen Vortheilen Englands am gemäßesten, nur consequent war es nicht. Eben der Minister, dessen ganze Thätigkeit fast schon in Bewegung gesetzt war, wenn nur irgend ein Zweig an dem Baum der Politik sich bewegte, sieht jetzt zu, daß der ganze Stamm erschüttert wird, ohne etwas Wesentliches zu thun? Wie durfte er noch hoffen in der Folge einen treuen Verbündeten zu finden; — Er, dem doch so viel an Verbindungen lag, — wenn er seinen neuesten und fast einzigen Alliirten seiner wichtigsten Länder berauben sah, ohne ihm zu helfen? Wer auf dem Polnischen Thron sitzen blieb, mochte England freylich gleichgültig seyn; allein konnte es, — nach Allem was es bisher gethan hatte, — auch das Schicksal von Italien, auch die Vergrößerung von Frankreich seyn? Ferne sey es, dadurch behaupten zu wollen, daß England bey jedem solchen Fall die Waffen ergreifen sollte. Der Wahn, hier entscheiden zu können, hat der Welt schon genug gekostet! Nur, ich wiederhole es, in Vergleich mit seiner bisherigen Poli-

tik, — consequent war dieß Betragen nicht. Die Geschichte nimmt es sich nie heraus, zu bestimmen, was in einem gegebenen Falle geschehen seyn würde; allein die Vermuthung ist wenigstens nicht ohne Grund, daß eine kräftige Unterstützung, an Oesterreich damals ertheilt, vielleicht Europa den ganzen bald folgenden Successionskrieg hätte ersparen können.

Indeß näherten sich die Zeiten, wo alle Bemühungen des Ministers zur Erhaltung des Friedens umsonst waren, weil die Nation die Wohlthaten der Ruhe nicht mehr ertragen konnte. England ward zugleich in zwey Kriege gestürzt, den Spanischen und den Oesterreichischen Successionskrieg, die beide zuletzt in Einen zusammenschmolzen. Sie wurden aber epochemachend für die Brittische Continentalpolitik; und aus diesem Gesichtspuncte müssen sie hier betrachtet werden.

Der mit Spanien im Jahr 1739. ausgebrochene Krieg kann nur entfernt als eine Folge der Continentalverhältnisse angesehen werden; insofern nemlich die in dem Utrechter Frieden

den gemachten Handelsbewilligungen durch den Assiento-Tractat den Grund dazu legte. Allein von einer andern Seite betrachtet, ist er dennoch immer sehr wichtig; als eine, aus der Entwickelung der Brittischen Handelspolitik, insofern diese für die auswärtigen Verhältnisse immer wichtiger ward, hervorgehende Erscheinung. Es war der erste Krieg den England unter dem Hause Hannover, ja man kann sagen den es überhaupt blos wegen des Handels führte; und zwar, weil die Stimme der Nation ihn laut forderte. Und wenn gleich der Assiento-Tractat und einige andere Streitigkeiten, wie über das Fällen des Campesche-Holzes u. a. die Veranlassung dazu gaben, so lag doch die Ursache eigentlich tiefer. Die Ausbreitung der Britten in Westindien, und der wachsende Verkehr ihrer dortigen Colonien, konnte mit den Ansprüchen, welche die Spanier noch immer auf das Eigenthumsrecht der dortigen Meere machten, unmöglich bestehen; und der Krieg war schon in seinem Ursprunge nicht blos ein Krieg zur Beschützung des Schleichhandels, sondern der freyen Schiffarth in den Westindischen Gewässern.

Die streitig Frage konnte nicht seyn, und war es auch nicht, ob England nach den Spanischen Colonien sollte Schleichhandel treiben dürfen; sondern sie wurde gleich Anfangs die: ob Brittische Schiffe in Westindien im offenen Meere der Spanischen Visitation unterworfen seyn sollten, oder nicht? Die Spanier übten bisher dieß Vorrecht aus, das sie als eine Folge ihrer Herrschaft, und als das einzige Mittel betrachteten, dem Schleichhandel Schranken zu setzen. Die Engländer dagegen wollten jener Visitation sich nicht unterwerfen. Von dieser Seite angesehen, wird die Wichtigkeit dieses Krieges für die Folge keines weiteren Beweises bedürfen.

Das ganze und das aufrichtige Bestreben des Ministers gieng indeß dahin den Krieg zu vermeiden, wenn es, ohne dem Interesse der Nation zu nahe zu treten, möglich war. Er ließ sich daher in Unterhandlungen ein; und da er wohl wußte, daß die Forderung die Visitation der Schiffe betreffend, nimmermehr von Spanien ausdrücklich und geradezu würde aufgegeben werden, so suchte er sie, so viel wie möglich, zu umgehen; und so

gelang es ihm, am 15. Jan. 1739. einen Tractat mit Spanien zu Stande zu bringen, der zu Madrid unterzeichnet ward. Allein er enthielt nur einige Präliminarien, indem die weitere Ausgleichung über die ganze künftige Sicherheit der Brittischen Schiffarth in Westindien auf die Untersuchung von beyderseits zu ernennenden Commissarien verwiesen ward. Wie viele Klugheit auch immer der Minister in dieser Unterhandlung bewiesen hatte, so scheiterte doch nun sein ganzer Plan. Die Gegenparthie siegte, und er sah sich genöthigt Spanien den Krieg zu erklären. — Ob es aber nicht besser gewesen wäre dieß lieber durch einem Andern thun zu lassen, und seine Dimission damals zu nehmen, als nach einem vergeblichen Kampfe sich von seinen Gegnern verdrängen zu lassen?

Der Schauplatz dieses Kriegs wurde, wie es sich erwarten ließ, Westindien. Es war das erstemal, daß Brittische Kriegsflotten nach jenen Weltgegenden segelten; wo man sonst nur einzelne Schiffe, oder höchstens kleine Geschwader gesehen hatte. Die immer steigende Wichtigkeit

der Colonien, in Verbindung mit der Handelseifersucht, erzeugten seitdem die Folge, daß die Europäischen Mächte sich auch in ihren Colonien bekriegten.

Aber dieser Krieg blieb bald nicht der einzige. Das Jahr 1740. in dem Maria Theresia und Friedrich II. den Thron bestiegen, ward Epochemachend in der allgemeinen Geschichte von Europa; aber auch Epochemachend in der Geschichte der Brittischen Continentalverhältnisse. Es ist gezeigt, wie diese seit drittehalb Decennien schwankten; es ist gezeigt, daß, wenn man auch in gewissen Zeitpuncten größere Festigkeit des Brittischen Ministerii hätte erwarten dürfen, doch die Hauptursache in der schwankenden Politik der Continentalmächte selber, und ihrer Verhältnisse gegen einander lag. Allein der Oesterreichische Successionskrieg, der auf Anstiften Frankreichs ausbrach, und keinen geringern Zweck hatte, als die Oesterreichische Monarchie, so viel immer möglich, zu zerstückeln, veranlaßte ein gemeinschaftliches Interesse der Mächte, die sich zu diesem Ende mit Frankreich verban-

den, Spaniens, Sardiniens, Bayerns, und, wenn gleich nur auf einige Zeit, und zu bestimmten Zwecken, auch Preussens. Die alte Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich lebte also in ihrer ganzen Stärke wieder auf; und wenn der Zweck, den man beabsichtigte, erreicht ward, so herrschte Frankreich auf dem Continent von Europa ohne Nebenbuhler.

Daß die Zerstückelung der Oesterreichischen Monarchie in doppelter Rücksicht für England ein Unglück seyn würde, sowohl weil ihm das Schicksal der Oesterreichischen Niederlande, als das Gleichgewicht der Continentalmächte nicht gleichgültig seyn konnte, darüber war man in England einverstanden. Ohnedem hatte England nicht nur die pragmatische Sanction im Allgemeinen guarantirt, sondern war noch besondere Verbindlichkeiten, zur Stellung von 12000 Mann Hülfstruppen, gegen Oesterreich eingegangen *). Die Ehre und das Interesse von England schienen also einen thätigen Beystand zur Pflicht zu machen, um

*) In dem Tractat von 1731.

Oesterreich zu retten. Aber wie dieser zweckmäßig gegeben werden konnte, — dieß war eine andere Frage.

Die Verhältnisse Oesterreichs, und die Continentalverhältnisse überhaupt, hatten sich seit der Gelangung Georgs I. zum Brittischen Thron durch das Steigen der Preussischen Macht, die jetzt in militärischer Rücksicht als eine der ersten sich bereits zeigte, wesentlich verändert. England selber hatte mit Preussen wenig Berührungspuncte; allein es konnte England nicht gleichgültig seyn, wenn Preussen sich an dessen Feinde anschloß; und so lange außerdem das Interesse Hannovers noch nicht gänzlich von dem von England getrennt betrachtet ward, gab es hier einen Berührungspunct von großer Wichtigkeit. Die Herrenhauser Allianz schien auch dazu den Grund gelegt zu haben. Allein schon das Zurücktreten Preussens von derselben, und noch mehr eine persönliche Abneigung, die ungeachtet ihrer nahen Verwandtschaft unglücklicherweise zwischen Georg II. und Friedrich Wilhelm I. herrschte, hatte diese Aussichten vereitelt; und selbst

alle Versuche zu einem freundschaftlichen Verhältniß vergeblich gemacht. Dennoch verlor das Brittische Cabinet diese Maasregel nicht aus dem Auge; und noch in den nächsten Jahren vor dem Tode Carls VI. war es das Lieblingsproject von Walpole, eine grosse Allianz mit Oesterreich, Rußland und Preussen zu Stande zu bringen, die den Bourbonischen Höfen das Gleichgewicht halten sollte. Wie aber dieses vergeblich war, und der Oesterreichische Successionskrieg ausbrach, so hofte man dennoch anfangs diese Idee zum Theil zu realisiren, indem man einen Separatfrieden zwischen Oesterreich und Preussen bewirkte, der ein Schutzbündniß zwischen beyden zur Folge haben sollte. Allein Maria Theresia, die nichts aufopfern wollte, stieß diese Aussöhnung von sich, bewogen am meisten durch die schwindlichten Hofnungen die man ihr ungeschickter Weise in London erregte *). Blos von der po-

*) Die zuverlässigsten und befriedigendsten Aufschlüsse über alle damalige diplomatische Verhältnisse und Verhandlungen des Brittischen Cabinets, alles gezogen aus Actenstücken

litischen Seite betrachtet, wäre Walpole's Plan ein vortreflicher Plan gewesen; allein die Minister vergessen zu oft, daß politische Pläne auch psychologisch ausführbar seyn müssen, so lange noch Leidenschaften zu den politischen Triebfedern gehören. Wie wäre es möglich gewesen, eine feste Vereinigung zwischen zwey Mächten zu bewirken, deren Grundlage die erzwungene Abtretung von nicht unbeträchtlichen Provinzen der einen an die andere seyn sollte?

Es blieb also England nichts übrig, als entweder Oesterreich seinem Schicksal zu überlassen; oder ihm selber zu helfen. Es wählte dieß letztere; trotz des wenig glücklichen Spanischen

und mit ihnen belegt, haben wir erstlich erhalten, seitdem die beyden Werke von W. Coxe erschienen sind: *Memoirs of Robert Walpole* 1798. III. Vol. und *Memoirs of Horace Walpole* 4to 1802. Ich beziehe mich hier besonders auf das letztere S. 211. 224 f. Welche kostbare Materialien jeder Art, historische und psychologische, liefern diese Werke dem künftigen Geschichtschreiber Großbritanniens unter dem Hause Hannover nicht! Erst durch sie ist eine solche Geschichte für die ganze Periode der beyden Walpole möglich geworden!

Kriegs; weil die Stimme der Nation zu laut es forderte. Allein Walpole verleugnete, so lange er das Ruder noch führte, seine alte Politik nicht; er wollte helfen, ohne sich in den Krieg zu verwickeln; er gab Subsidien, und nahm deutsche Truppen in Sold.

Diese beyden Erscheinungen, Subsidien und Miethtruppen, characterisiren vorzüglich die Brittische Continentalpolitik von diesem Zeitpunct an. Sie verdienen es daher, daß wir sie beyde nach ihrer Natur und nach ihren Wirkungen etwas genauer betrachten; und zwar um so mehr, je schiefer und einseitiger beyde, besonders in den neuesten Zeiten, oft beurtheilt worden sind.

Die Ertheilung von Subsidien an fremde Mächte, war, wie bereits in dem ersten Theile gezeigt ist, nicht erst durch die Könige aus dem Hause Hannover eingeführt, sondern schon unter Wilhelm III., besonders aber im Spanischen Successionskriege unter Anna, Sitte geworden. Sie war im Ganzen genommen eine Folge der ungleichen Vertheilung des Reichthums

in den Ländern, die das so eng verschlungene Staatensystem Europas bildeten; und mußte daher auch immer mehr um sich greifen, je mehr diese Ungleichheit zunahm. Da die westlichen Länder dieses Welttheils den großen Welthandel durch die Vortheile ihrer Lage an sich rissen, so häuften sich hier die Reichthümer an baarem Gelde, und sie waren es daher auch die Subsidien geben konnten, deren die andern bedurften. Nicht England allein, auch Frankreich und Holland befolgten dieß System; allerdings aber mußte England nach seiner Lage und seinen Verhältnissen am häufigsten in diesen Fall kommen.

Die Ertheilung von Subsidien kann sowohl für den Staat der sie gibt, als den der sie nimmt, ein großer Gewinn, aber auch ein großes Uebel werden, das selbst auf das allgemeine Staatensystem zurückwirken kann; je nachdem eine gesunde Politik, nicht aber gehässige Leidenschaften, und bloßer politischer Eigensinn, sie leiten. Selbstständigkeit und Sicherheit sind mehr werth als Geld; und wenn man beyde für sich und seine

Verbündete durch Geld erkaufen oder erhalten kann, so ist dieses gewiß nicht umsonst angewendet. In einem System von so verschiedenen Bestandtheilen als das Europäische Staatensystem, läßt ohne wechselseitigen Beystand unmöglich jenes System des Gleichgewichts sich erhalten, welches die einzige Bürgschaft für die Fortdauer des Ganzen geben kann. Es ist aber aus den eben gemachten Bemerkungen klar, daß es hier unvermeidlich Staaten geben mußte, denen mit Geldhülfe mehr wie mit Truppen gedient war, so bald es ihnen selber mehr an Geld als an Menschen fehlte. Das Ertheilen von Subsidien der reichern Staaten, die selber dafür Menschen sparten, die sie sonst hätten aufopfern müssen, war also unter diesen Umständen eine fast nothwendige Bedingung zu der Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts. — Auf der andern Seite ist es aber unleugbar, daß ein solches Mittel äußerst gemißbraucht werden konnte, so bald entweder blinde Leidenschaft, um ihren Haß zu stillen, es anwandte; oder gar jene scheusliche Politik, die in der Verlängerung der Kriege Aw

drer ihren Vortheil sieht, und selbst beträchtliche Aufopferungen nicht scheut, um ihren Zweck zu erreichen, sich dessen bediente. Die Maximen, welche eine vernünftige Staatskunst bey der Ertheilung von Subsidien beobachten wird, sind, so viel ich weiß, noch nirgends auseinandergesetzt. Vielleicht lassen sich dieselben am richtigsten aus dem Begriff selber entwickeln. Subsidien sind Hülfsleistungen an Gelde, die einer andern Macht gegeben werden, zunächst damit sie ihr eigenes Interesse vertheidigen kann, welches mittelbarer Weise auch das Unsrige ist. Hierin scheint die Hauptbestimmung zu liegen; welche sogleich verändert wird, sobald die Vertheidigung unsers eigenen Interesse unmittelbar der Zweck wird. Nur in dem ersten Fall läßt sich vernünftiger Weise sicherer Gewinn davon erwarten; und eine durchgeführte Geschichte der Subsidien würde wahrscheinlich zu dem Resultat führen, daß große Staasmänner nicht sich von jener Grundmaxime entfernt haben; und diejenigen, die sie verletzten, es mit ihrem eigenen Schaden thaten. Im einzelnen Falle mag die Bestim-

mung allerdings zuweilen ihre Schwierigkeit haben, wessen Interesse praevalire; ob das des Gebers oder Empfängers? Nie konnte dieses aber wohl weniger zweifelhaft seyn, als bey den damals von England an Oesterreich ertheilten Subsidien; und selbst die Feinde Englands wagten es nicht ihm darüber Vorwürfe zu machen.

Das in Soldnehmen fremder Truppen, um seine eigenen Kriege zu führen, ist ein mit jenem verwandtes Hülfsmittel. Diese Erscheinung gehet schon, wie die Geschichte lehrt, aus der Natur großer See- und Handelsstaaten hervor; wo weder eine Menschenmenge sich findet, die man ohne den Gewerben zu großen Eintrag zu thun, zu Kriegsdiensten brauchen könnte; noch auch der Landdienst gewöhnlich so ehrenvoll ist, wie bey eigentlichen Landmächten *). Allein bey England kam noch eine besondere Ursache hinzu, die unvermeidlich dahin führen mußte,

*) Ich habe dieses bereits ausführlich bey einem alten Volke, den Carthagern, gezeigt. Ideen über die Politik rc. B. II. S. 284. der neuern Ausgabe.

zu jenem Mittel seine Zuflucht zu nehmen; nemlich das, auf der Furcht vor dem Untergange der Nationalfreyheit gegründete, Widerstreben der Nation gegen den Zuwachs der stehenden Armee. Man braucht nur einige Kenntniß der Parlementsgeschichte des verflossenen Jahrhunderts, bis auf das letzte Viertheil desselben, zu besitzen, um zu wissen, wie fast bey jeder Gelegenheit dieser Gegenstand auch der Zankapfel der Opposition und der Ministerialparthie wurde. Wenn dieses Mißtrauen nicht ganz ohne Ursache war, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß man es übertrieb, und daß es von sehr nachtheiligen Folgen seyn konnte. Während die übrigen Staaten Europas ihre stehende Kriegsmacht fast mit jedem Jahre vermehrten, konnte selbst ein Inselstaat darin nicht ganz zurückbleiben, der nicht nur ein thätiges Mitglied des allgemeinen Staatensystems von Europa war, sondern auch mit Einfällen von aussen, und nicht vergeblich, bedroht ward. Aus diesen Bedürfnissen und Hindernissen gieng also das System sich, so viel man konnte, durch fremde Truppen, die man in Sold nahm, zu

helfen, von selbst hervor. Auch dieses konnte seine guten und üblen Folgen haben, je nachdem man mit Mäßigung dabey verfuhr, oder es mißbrauchte und übertrieb. England konnte sich dadurch Menschen ersparen; auf der andern Seite aber konnte es auch ein höchst schädliches Mittel werden, wenn es das Vertrauen auf eigene Kräfte, wenn es den kriegerischen Muth der Nation schwächte. Der Nachtheil schien am meisten auf der Seite derjenigen zu seyn, die für Geld ihre Truppen stellten. Allein erstlich, — und dieß ist ein sehr wichtiger Umstand, — wurden nach dem damaligen Völkerrecht diejenigen, welche Truppen in Sold gaben, deßhalb nicht als Feinde von denen betrachtet, gegen welche diese Truppen dienten; und wenn man aus keinem zu beschränkten Gesichtspunct die Sache ansieht, so ist es gar nicht schwer zu zeigen, wie einseitig die Declamationen derjenigen waren, welche nur von einem Menschenmarkt sprachen, wo Sclaven feil seyn. Gott verhüte! daß durch diese Aeußerung das Ueberlassen eigner Truppen in fremden Sold als eine allgemein vortrefliche Staatsma-

xime empfohlen werden sollte. Aber wenn Länder, die unter einer schweren Schuldenlast seufzten, durch dieses Mittel nicht nur davon befreyt wurden, sondern den öffentlichen Wohlstand gründeten, — und wer weiß nicht daß es solche gibt? — darf man dann nicht mit Recht sagen, daß die Truppen, die in fremden Dienst giengen, ihrem Vaterlande mehr nutzten, als sie auf dem Schlachtfelde für die eigene Sache hätten thun können? Auch hier sind es die Verhältnisse, unter denen die Sache geschieht, und die Zwecke welche dadurch erreicht werden konnten, und wirklich erreicht wurden, welche den wahren Maaßstab der Billigung oder Mißbilligung geben. — Wie oft traf es sich nicht außerdem, — wie fast bey allen Continentalkriegen; — daß die Länder, die Truppen in Sold gaben, selber bey dem Kriege interessirt waren? Welcher Gewinn in einem solchen Fall, nicht nur die Kosten des Kriegs von sich zu wälzen, den sie doch hätten mit führen müssen; sondern auch dazu beyzutragen ihn von ihren Grenzen entfernt zu halten; wo-

wofür kleine und schwache Staaten nie leicht zu viel aufopfern können.

England hatte schon vor dem Ausbruche des Krieges mit Hessen und Dänemark Tractate über Hülfstruppen geschlossen. Wie aber, als Carteret (1742.) an die Stelle von Walpole gekommen war, die thätige Theilnahme an dem Landkriege beschlossen ward, und auch Dänemark seinen Tractat wieder aufhob, wurde das Hannöversche Corps von 16000 Mann in Brittischen Sold genommen. Wie viel es zu dem glücklichen Erfolge beytrug, ist bekannt. Nie haben aber die Maaßregeln der Regierung, in der ganzen Periode des Hauses Hannover, einen heftigern Widerspruch veranlaßt, als damals, wo der ruhige Beobachter es gewiß am wenigsten hätte erwarten sollen. Nie wurden die alten Vorwürfe von dem Hannöverschen Interesse lauter und indecenter widerholt als in jenem Zeitpunct.

Es ist umsonst, wenn man glaubt bey irgend einem Brittischen Schriftsteller, (so weit ich sie kenne), eine ruhige und unpartheyische Untersuchung dieses Gegenstandes zu finden. Die Grund-

säße von denen sie ausgehen, machen dieses unmöglich. Sie sehen nur England; und nicht etwa blos die Zurücksetzung desselben, (wovon sie selber keinen gegründeten Beweis anführen können), sondern schon das Bestreben das Interesse Englands und Hannovers zu vereinigen, ist in ihren Augen ein Vergehen. Aber, frägt natürlich der unpartheyische Forscher, hatten denn ihre Könige aufgehört Churfürsten von Hannover zu seyn? Hatte England dieß etwa von ihnen gefordert? Hatten sie als solche keine Pflichten gegen ihre deutschen Unterthanen? Waren sie diesen keinen Schutz schuldig, so weit als Negociationen und Continentalverbindungen diesen geben konnten? Es ist unglaublich, wie weit die Ansprüche in dieser Rücksicht in England getrieben, und in welchem Ton sie gemacht sind. Man muß die damaligen Parlementsreden, besonders im Oberhause, gelesen haben *), um sich

*) In den Jahren 1742. und 1743. unter den Ministerio von Carteret. Die Verabschiedung des Hannöverschen Corps aus Brittischem Solde, ist der beständige Tummelplatz der

von diesen wüthenden Diatriben, voll der Ausbrüche des plumpsten Nationalstolzes, und der gröbsten Beleidigungen gegen ein Volk, das mit ihnen in so manchen Verbindungen stand, einen Begriff zu machen. Die Zeit selbst hat jene Fabeln von den Entwürfen zu der Vergrößerung des Churfürstenthums wohl nur mehr als zu viel widerlegt, die bey dem geringsten Schritt, der zum Vortheil Hannovers geschah, oder auch nur vermuthet ward, wieder aufgewärmt wurden.

Allein um jene Vorwürfe richtig zu würdigen, muß man die wahre Quelle derselben kennen. Sie flossen viel weniger aus der Ueberzeugung, als aus dem Factionsgeist. Es war das Geschrey der Opposition, der es damals gelang, als sie Walpolen stürzte, die Stimme des großen Haufens für sich zu gewinnen. Wo konnte diese

Redner. Dieses Corps machte damals fast die Hälfte der Alliirten Armee aus; und die Folgen seiner Entfernung ließen sich also leicht berechnen. Ich zweifle ob die ganze Geschichte ein ähnliches Beyspiel von dem Siege der Leidenschaft über die gesunde Vernunft, bey Leuten die sich Staatsmänner nannten, aufzuzeigen hat!

leichter einen Stoff für ihre Reden finden, als hier, wo es nie fehlen konnte, so bald man von blos egoistischen Grundsätzen ausgieng? Es kann nicht der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes seyn, jenen Gegenstand im Detail durchzuführen; Leser, die nicht vertraut mit der Geschichte jener Zeit sind, würden sonst mit Verwunderung sehen, bis zu welchem Grade von Verblendung und von Thorheit Factionswuth führen kann!

Die Brittische Geschichte des 18ten Jahrhunderts ist so reich, und vielleicht reicher als irgend eine andere, an Beyspielen von großen Tugenden und großen Thaten; aber sie hat Eine Seite, auf welche der Mann von richtigem Gefühl meist nur mit Widerwillen blicken kann; die Geschichte der Opposition. Es ist nicht die Opposition selbst, — ohne welche keine politische Freyheit statt finden kann; — es ist selbst auch nicht das Aufbrausen des Partheygeistes, das in gewissen Zeitpuncten davon unzertrennlich ist, welche ich tadle. Auch jener Eckel, der aus dem ewig wiederholten Geschrey, selbst oft bey geringfügigen Gelegenheiten, über das bevorste-

hende Verderben des Staats, — das nie erfolgte, — entspringt, mag sich überwinden lassen. Aber es ist jener traurige, so oft wiederkehrende, Anblick zu sehen, wie Männer selbst von großem Kopf und großem Character, ihren Egoismus Vaterlandsliebe nennend, gegen ihre bessere Ueberzeugung sprechen; wie sie *jede* Maaßregel des Ministers, *weil* sie seine Maaßregel ist, tadeln; wie es ihnen bey dem Allen sichtbar, nicht um das Beste des Staats zu thun ist, sondern nur sich Platz zu machen. Das Betragen des Mannes, den England noch immer mit Recht als den ersten seiner Staatsmänner betrachtet, des großen Pitt, als er in der Opposition gegen Walpole war, ein Betragen worauf er nachmals selber nur mit Mißbilligung zurücksah, — mag hier allein als Beyspiel angeführt werden! Der wahre Character der Opposition soll der seyn, daß sie eine *beständige Censur* der Minister ist. Aber eine Censur die *nur* tadelt, und *immer* tadelt, verliert ihre Kraft, und erreicht ihren Zweck nicht. In diesem verkehrten Geist der Opposition liegt ein Hauptgrund von der immer

wachsenden Uebermacht der Regierung. Die Opposition hat in England öfters gesiegt, und den Minister verdrängt, wenn das Uebel schon geschehn war; aber die Ausführung verkehrter Maaßregeln zur rechten Zeit zu verhindern, hat sie fast niemals vermocht.

Die Geschichte des Oesterreichischen Successionskrieges interessirt uns hier nur, wegen ihrer Folgen für die Brittische Continentalpolitik. So bald die alte Feindschaft zwischen Frankreich und Oesterreich wieder auflebte, ward auch nicht nur die alte Verbindung zwischen dieser Macht und England erneuert, sondern auch fast dieselben andern Fäden auf dem festen Lande angeknüpft, wie unter Wilhelm III. und Anna. Der König von Sardinien ward gegen Subsidien durch den Tractat von Worms der Alliirte von England in Italien; die Republik der vereinigten Niederlande ward mit in den Krieg hereingezogen; und seit dem Dresdner Frieden (1745.) trat England auch selbst in eine freundschaftliche Verbindung mit Friedrich dem Zweyten.

Die Folge der Untersuchung erfordert es, daß wir bey dem Benehmen dieses großen Fürsten in jenen Zeiten hier einige Augenblicke stehen bleiben. Eigentlich war Er es, der in diesem Kriege ein neues politisches System schuf, indem die Eroberung Schlesiens die Rivalität zwischen Oesterreich und Preussen gründete, die seitdem auf mehrere Decennien gleichsam die Angel der Politik von Europa ward. Die spätere Geschichte Friedrichs mag leicht für Kriegskunst und Regierungskunst lehrreicher seyn; für die Politik aber ist es diese frühere Periode. Sein Benehmen, wie Er 1740. zuerst allein die Waffen ergriff; wie er sich mit Frankreich verband, und doch schon 1742. für sich allein Frieden schloß; wie er zwey Jahre später aufs neue die Waffen ergriff, aufs neue sich mit Frankreich verband, und doch schon nach 16 Monathen allein sie wieder niederlegte, gewährt einen neuen, man kann sagen befremdenden, Anblick. Allein man muß die Reihe seiner damaligen auswärtigen Verhältnisse, vor allen aber mit Frankreich ganz übersehn, um ihn zu verstehen, und um ihn zu bewundern. Die bis dahin in

Europa unbekannte Kunst, Bündnisse zu schließen ohne sich hinzugeben; frey zu bleiben, indem man scheint sich zu binden; abzutreten, wenn es Zeit dazu ist, kann man hier von ihm, und nur von ihm lernen. Freylich scheint dieß eine verlohrne Kunst für die Nachwelt geblieben zu seyn; aber sie mußte es auch wohl bleiben; denn seine ganze Politik gieng zunächst nicht aus der Ueberlegenheit seines Genies, sondern aus der Selbstständigkeit seines Characters hervor, die sich freylich nicht forterben läßt. Daher jene Keckheit des Benehmens; jene Freyheit der Bewegungen; jene Geradheit, die darum nicht ohne Schlauheit war; mit Einem Wort, jene Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen, die sich im Cabinett nicht weniger als auf dem Schlachtfelde zeigte. Daher keine Spur von jener niedrigen Weiber-Politik, die vor dem Mächtigern kriecht, um gelegentlich den Schwächern zu trotzen; die kein höheres Ziel kennt, als durch die Verhältnisse des Tages sich durchzuwinden; und die wohl morgen gern ein Dankfest feiern möchte, wenn sie nur heute ungeschlagen davon kommt. Die ewige Wahrheit,

daß Selbstständigkeit des Characters im Handeln mehr gilt als glänzendes Talent, und in gleichem Grade wichtiger wird, als der Posten höher ist, auf dem derjenige stehet der sie besitzt, hat keiner durch sein Beyspiel auffallender gelehrt, als damals Friedrich.

Er wußte bestimmt was er wollte, und trat daher von dem Kriegsschauplatz wieder ab, als seine Zwecke erreicht waren *). Von den übrigen Hauptmächten ward der Krieg noch drey Jahre fortgesetzt; es ist schwer zu sagen weßwegen? — wenn man nicht die durch Zwischenvorfälle aufgeregten Leidenschaften in Rechnung bringen will. Frankreich konnte sich so wenig mehr schmeicheln die Oesterreichische Monarchie zu zertrümmern, als Franz dem I., nachdem er einmal gewählt war, und auch Friedrich ihn anerkannt hatte, die Kayserkrone wieder zu entreissen. Und wie glänzend auch immer seine Siege in den Niederlanden waren, so zeigte doch auch die Erfahrung, daß man nicht darauf rechnen durfte hier

*) Durch den Dresdner Frieden 27. Dec. 1745.

bleibende Eroberungen zu machen. Alle machten endlich Friede *), weil alle erschöpft waren. Welches waren die Folgen für England?

Es ist bekannt, daß England durch den Aachner Frieden gar nichts an Besitzungen gewonnen. Es wäre aber sehr verkehrt, darin den Stoff zum Tadel zu suchen. Der Krieg war nicht angefangen um zu erobern, sondern um Oesterreich gegen Frankreich zu unterstützen. Dieser Zweck war erreicht; und jeder Friede sollte wohl ein guter Friede heißen, durch den der Zweck erreicht wird, für den man den Krieg anfieng. Freylich ist dieß nicht die gewöhnliche Meinung, welche die Vortheile nur nach den gemachten Eroberungen abmißt. Je seltner die Tugend der politischen Selbstständigkeit ist, um desto häufiger ist die Erfahrung, daß die ehrsüchtigen Projecte sich erst während der Kriege entspinnen; und diese durch ihre Verlängerung alsdann zu der Geissel der Völker machen! Aber für die Brittische Politik

*) Zu Aachen d. 30. April 1748.

hatte dieser Krieg andere Folgen von hoher Wichtigkeit.

Die erste von diesen war: die tiefere Verflechtung des Colonial-Interesse in die Europäischen Staatenverhältnisse. Noch keiner der bißherigen Kriege, die England führte, hatte sich so auf die Colonieen ausgebreitet als dieser. Der Krieg mit Spanien machte natürlich Westindien und die Americanischen Meere zum Schauplatz der Unternehmungen. Aber auch Ostindien wurde jetzt zum erstenmal der Kampfplatz der Britten und Franzosen. Durch zwey der außerordentlichsten Männer, durch Labourdonnais und Dupleix, war hier bereits vor dem Kriege der Grund zu einer Herrschaft gelegt, die Frankreich wahrscheinlich den Besitz Indiens verschaft haben würde, wenn jene unter sich einig gewesen wären. Die Eifersucht der Britten wachte auf; die Feindseligkeiten brachen auch hier aus; und wenn gleich im Aachner Frieden die gemachten Eroberungen von beyden Seiten wieder zurückgegeben wurden, so erlöschte doch der Funke der Zwietracht nicht; und bey je-

dem der nachfolgenden Kriege ward Indien, so wie die neue Welt, die Ursache und der Schauplatz des Kampfs.

In einem engen Verhältniß hiermit stand ferner die seitdem gegründete Ueberlegenheit der Brittischen Marine. In allen frühern Kriegen war das Gleichgewicht zwischen dieser und der seiner Feinde niemals aufgehoben worden. Allein schon wie dieser Krieg begann, war die französische Marine durch die Kargheit und Sorglosigkeit Fleurys in einem tiefen Verfall; und durch den Krieg ward sie beynahe gänzlich vernichtet. Dieser einmal gelungene Versuch erzeugte in jedem neuen Kriege ähnliche Pläne, die zu jener Alleinherrschaft der Meere endlich führten, welche der Gegenstand des Neides für andre Mächte, und die Quelle so vielen Unglücks für Europa wurde.

Die Verhältnisse ferner mit den Staaten des festen Landes schienen jetzt auf lange Zeit dauernd bestimmt zu seyn. Die wiederaufgelebte Rivalität mit Frankreich hatte die Verbindung mit Oesterreich gegründet; die dau-

ern zu müssen schien, so lange jene dauerte. Die Quelle der Streitigkeiten mit Spanien ward durch die Aufhebung des Assiento nicht nur verstopft *); sondern die persönliche Neigung von Ferdinand VI., dem Nachfolger Philipps V. seit 1745., gab England an Spanien, wenn keine verbündete, doch wenigstens eine freundschaftliche Macht. Eben so waren auch die Verhältnisse mit Preussen geformt. Mit der Republik der vereinigten Niederlande aber, waren sie nicht nur dieselben geblieben, sondern noch enger geworden. Wenn die wechselseitige Verbindung beyder Mächte vorher in der Rivalität mit Frankreich gegründet war, so mußte die Revolution, welche durch diesen Krieg in der Verfassung entstand, neue Bande erzeugen. Es ist bekannt, daß im Jahr 1747. bey dem Vordringen der französischen Armee in die Oesterreichischen Niederlande die Wiederherstellung der Erbstatthalterwürde in den vereinigten Provinzen zu Gunsten von Wilhelm IV., Schwiegersohn

*) Durch den Tractat zu Buenretiro 1750.

von Georg II., zu Stande kam; und der mächtige Einfluß, oder vielmehr die Herrschaft, des Oranischen Hauses wieder befestigt ward. Nach einem Kriege, den man gemeinschaftlich geführt und geendigt hatte, war die Fortdauer der bestandenen Verbindung an sich schon natürlich; die aber jetzt durch die Familienverhältnisse noch ein neues Band erhielt.

Endlich hatte dieser Krieg noch die Verbindung mit Rußland verstärkt. Es gelang Maria Theresia Rußland für sich zu gewinnen; und zum erstenmal sah man im Jahr 1748. eine Rußische Armee nach Deutschland kommen, zufolge eines Subsidientractats, der mit England und Holland geschlossen war. Indeß war diese erste Einmischung Rußlands in die Angelegenheiten des westlichen Europas nur vorübergehend; es war noch nicht das Zeitalter, wo es die Wagschale des Gleichgewichts in den Händen hielt.

In den Jahren zunächst nach dem Kriege, besonders seitdem man erst mit Spanien sich gesetzt hatte, war England mehr mit sich selbst und seinen Finanzen, als mit dem Auslande beschäf-

tigt; und durch die Reduction der Staatsinteressen auf 3 proCent, setzte Pelham *) seinem Ministerio ein rühmlicheres Denkmahl, als es gewonnene Schlachten hätten setzen können. Indeß entwickelten sich jetzt auch für die Brittische Continentalpolitik die Folgen des durch Friedrich II. gegründeten Systems, durch welches die Aufrechthaltung des Gleichgewichts in dem deutschen Reich zwischen Oesterreich und Preussen gleichsam als der Grundstein des Gleichgewichts von Europa betrachtet wurde. Es war natürlich, daß England hier mehr auf der Seite seines Verbündeten, Oesterreichs, blieb; um so natürlicher, da die Occupation des erledigten Ostfrieslands um diese Zeit, und die Streitigkeiten über die Emdener Ostindische Compagnie bald nachher, einen großen Kaltsinn zwischen Georg II. und Friedrich erzeugt hatten. Allein die Art und Weise wie das Brittische Cabinet damals ver-

*) Pelham und sein Bruder der H. v. Neucastle neben oder unter ihm, standen seit Carterets Abgang 1744. an der Spitze des Ministerii bis Pelham 1754. starb.

fuhr, gab der Oposition Waffen in die Hände, deren sie sich mit Geschicklichkeit zu bedienen wußte. Es war damals bereits der Wunsch von Maria Theresia, für ihren noch unmündigen Sohn Joseph die Römische Königskrone zu erhalten. England unterstützte dieses Streben nicht nur, sondern streute auch mit vollen Händen Subsidien an die Churfürsten aus, um diesen Zweck zu erreichen. Mit den Churfürsten von Bayern, von der Pfalz, von Sachsen, von Cölln wurden Tractate entweder wirklich abgeschlossen, oder ihnen doch Subsidien versprochen, um ihre Stimmen zu gewinnen. Es ist befremdend selbst Pitt für den Tractat mit Bayern sprechen zu sehen *), weil dadurch, wie er sich ausdrückt, dieser Staat aus dem französischen Interesse gezogen würde. Ob England überhaupt Ursache hatte, sich so tief in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, mag hier unentschieden bleiben; es herrschte damals dieser Grundsatz im Brittischen Cabinet. Allein diese Subsidien mitten im Frie-

*) *Life of Will. Pitt.* I. p. 114.

Frieden, (wie Horace Walpole sich so bitter darüber beklagt,) *) verfehlten nicht nur ihres Zwecks, da Friedrich II. alle diese Pläne zu vereiteln wußte; sondern unterhielten auch die Spannung mit Preussen in einem Zeitpunct, wo man die größte Ursache gehabt hätte diese zu vermeiden. Es war ein auffallendes Beyspiel von dem Mißbrauch der Subsidien!

Allein die große Veränderung, welche um diese Zeit auch in den politischen Verhältnissen der Continentalmächte vorbereitet wurde, und bald wirklich erfolgte, lenkte die Aufmerksamkeit von der Römischen Königswahl bald auf andere wichtigere Gegenstände, und mußte auch in der Politik von England eine Veränderung bewirken,

*) Eine vortrefliche Auseinandersetzung der damaligen Brittischen Continentalverhältnisse, besonders in dieser Rücksicht, findet man in dem Memoir das Horace Walpole dem Cabinet damals (1751.) vorlegen ließ. *Coxe Memoirs of Horace Walpole* p. 386 sq. Er betrieb schon vor und nach dem Aachner Frieden eine Allianz mit Friedrich II. mit dem größten Eifer; aber vergeblich. Gewiß hatte er darin Recht, daß es verkehrt war ihn zu erbittern.

die unvermeidlich war. Die Annäherung, und bald darauf die enge Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich *) war eine Erscheinung, die aller Erwartungen der Politiker zu spotten schien. Kein Schritt des französischen Cabinets ist mehr und bitterer getadelt worden; und wenn man die nächsten Zwecke, die Bekriegung und Vernichtung von Friedrich II., vor Augen hat, mit Recht getadelt worden. Aber die deutschen Schriftsteller und Publicisten, die sich diese Vorwürfe so oft nachgeschrieben haben, sollten doch auch nicht vergessen, daß sie die größte Ursache gehabt hätten, dafür dankbar zu seyn. Wenn noch, als Friedrich II. den Kampf siegreich bestanden hatte, ein glücklicher, fast dreyssigjähriger, Zeitraum für das deutsche Reich erschien, der glücklichste, der blühendste, den es noch überhaupt jemals gehabt hatte, — war es nicht eine Folge des guten Vernehmens zwischen Frankreich und Oesterreich? War ohne dieses jemals in Deutschland an Si-

*) Völlig zur Reife gebracht 1756.

cherheit, an feste Ruhe zu denken? Mit Recht ist die Pompadour den Verwünschungen Frankreichs Preis gegeben; das deutsche Reich hätte wohl Ursache ihr ein Ehrendenkmal zu setzen!

Diese Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich beraubte nicht nur England seines ersten Verbündeten, sondern führte, bey den schon über die Grenzen von Neu-Schottland, die Forts im Rücken der Colonien von N. America, und den Besitz der neutralen westindischen Inseln, entstandenen großen Differenzen mit Frankreich selbst die schon nahe an Gewißheit gränzende Wahrscheinlichkeit eines Krieges herbey; dessen Zweck als Continentalkrieg die Aufhebung des neu gegründeten Gleichgewichts in Deutschland, durch den Sturz von Preussen, und dessen wichtigster Schauplatz, da die Oesterreichischen Niederlande jetzt nicht als Ableiter dienen konnten, auch nothwendig Deutschland werden mußte. Georg II. mußte diese Verbindung aus einem doppelten Gesichtspunct betrachten; als König von England, und als Churfürst von Hannover. Es war nicht anders zu erwarten, als daß unter

diesem Zusammenfluß von Verhältnissen seine Deutschen Staaten zuerst würden ausgesetzt seyn; und es war nur Erfüllung seiner Regentenpflichten, wenn er daher auch für diese zuerst sorgte. Allein wann konnte auch wohl das Interesse Englands und Hannovers mehr zusammentreffen, als damals? Es konnte für England jetzt nur Einen mächtigen Verbündeten auf dem festen Lande geben, Friedrich II.; und wie wäre seine Lage nach der Ueberwältigung Hannovers gewesen? Es fehlte indeß viel daran, daß diese sonnenklare Wahrheit in England allgemein wäre anerkannt worden. Das alte Geschrey über das Hannöverische Interesse ward wieder erhoben. Ja! selbst der Mann, der als Minister nachmals den Grundsatz behauptete, daß America in Deutschland erobert werden müsse, tadelte damals die Verbindungen, die Georg II. durch Subsidientractate auf dem festen Lande suchte *).

*) Indeß sprach Pitt nicht allgemein. Er tadelte nur die Verbindungen, die Georg II. damals suchte, mit Rußland und Hessen. Doch wer wird die Worte eines solchen

Die ersten Gedanken des Königs waren auf Rußland gerichtet. Man war, durch die im letzten Kriege an Rußland ertheilten Subsidien, schon daran gewohnt, Russische Truppen in Deutschland zu sehen; und ein Tractat mit Elisabeth ward abgeschlossen, um das Churfürstenthum gegen den Einfall der Franzosen zu decken *). Man darf wohl zweifeln, ob bey den bald sich entwickelnden Verhältnissen Rußlands dieser Zweck erreicht seyn würde, da die französisch-österrei-

Mannes, bey einer solchen Gelegenheit, nicht gern selber lesen? "Es ist unmöglich, sagte er, Hannover durch Sub-„sidien zu vertheidigen. Ein ofnes Land läßt sich nicht ge-„gen einen Nachbar beschützen, der mit 100000 Mann „hereinfallen, und eben so viele nachschicken kann. Wird „Hannover wegen seiner Verbindung mit Großbritanien „angegriffen, so sind wir schuldig ihm bey dem Frieden für „allen Schaden, den es erlitten hat, vollkommene Genug-„thuung zu leisten. Aber die Idee, Hannover durch „Subsidien zu vertheidigen, ist lächerlich und un-„ausführbar." *Life of W. Pitt*, I. p. 136. — Das übertriebene in der Behauptung ist am besten durch die That widerlegt.

*) Im Frühjahr 1755.

chische Partie auch in Rußland siegte. Allein Friedrich II., der diese Verhältnisse schon zu gut kannte, um Russische Truppen im Hannöverschen dulden zu wollen, aber auch zu gut wußte, was eine Occupation desselben durch eine fremde Macht für ihn für Folgen haben konnte, erhob sich über alle Zweifel und kleinlichen Leidenschaften. Er erbot sich selber die Neutralität Hannovers zu decken; Georg II. ließ die Russen, und verband sich mit ihm *), so wie mit mehrern benachbarten Fürsten des Nördlichen Deutschlands.

Die Geschichte des ewig denkwürdigen Kriegs, der nun ausbrach, gehört hier nicht her. Die glorreichen Tage der Friederiche und Ferdinande sind dahin, und nur die Erinnerung ist uns geblieben. Gefolgt von fast allen ihren Heldengefährten stiegen sie lange zu den Schatten hinab; um einer spätern Generation Platz zu machen, deren Geschichte leichter zu erlernen seyn

*) Durch den Tractat zu Whitehall, 15. Jan. 1756.

wird, weil — weniger Nahmen daraus zu behalten sind!

Wir kehren nach England zurück! Das Staatsruder dieses Reichs erhielt jetzt ein Mann, der der Nation unvergeßlich geblieben ist; und der hier um so weniger übergangen werden darf, da er die Stütze der Continentalverhältnisse von England ward; William Pitt, nachmals Lord Chatham *). Bereits seit 1735. im Parlement; und schon unter den Pelhams als Zahlmeister im Besitz einer wichtigen Stelle, die er 1755. verlor **), war er lange in der Opposition gegen Walpole gewesen. Allein sein Ansehen war jetzt schon so groß, daß nicht nur kein Ministerium ohne ihn sich halten konnte, sondern daß man ihm auch die Bildung desjenigen überlassen mußte, in dem er wieder einen Platz haben sollte. So trat er, noch ehe ein Jahr verfloß, (20. Oct. 1756.) als Staats-

*) Er war gebohren am 17. Nov. 1708. ward Graf von Chatham 1766., und starb d. 11. May 1778.

**) Den 20. Nov.

secretär wieder ins Ministerium, als der König seine Vorschläge zu der Besetzung der übrigen Plätze genehmigte; welche hohe Stelle er bis zum 5. Oct. 1761. behielt, da er sie selbst niederlegte, als man ihm nicht folgen wollte. Das Quinquennium seiner Administration ward die glänzendste Periode, die Großbritannien noch gesehen hatte. Seine Lobredner haben nicht unterlassen, die vielen gewonnenen Schlachten, genommenen Schiffe und gemachten Eroberungen, während derselben aufzuzählen *). Allein diese Thaten that nicht Er, sondern ließ sie thun. Sein wahres Lob läßt sich in zwey Zeilen zusammen fassen. Durch die Größe seines eignen Characters hob er auch den Geist seiner Nation. Er war ein Mann im vollen Sinne des Worts. Eine festgewurzelte Selbstständigkeit machte den Mittelpunct seines ganzen Wesens aus, aus welchem die Stralen seines Genies, und seiner so oft bewunderten Beredsamkeit, nicht weniger, als

*) Ein Verzeichniß davon findet man in *Life of Pitt* I. p. 198.

die Maximen seiner Politik hervorgiengen. So wie Er sich auf sich selber verließ, so sollte auch die Nation es lernen nur zunächst auf ihre eignen Kräfte zu zählen. Daher jenes Gewöhnen an kühne Unternehmungen; daher jene verbesserte Einrichtung bey der Miliz und bey der Marine; daher vor Allen die Erweckung des Nationalsinns, indem er selber bey jeder Gelegenheit nicht als Erweiterer der Rechte und der Gewalt der Krone, sondern vielmehr als der Vertheidiger der Rechte und der Gewalt der Nation, im constitutionellen Sinne des Worts, erschien. Es mußte daher wohl nothwendig im Character von Pitt liegen, daß er im Ganzen genommen dem Subsidien- und Miethtruppen-System wenig gewogen war, insofern es das Selbstvertrauen, und die eigne Kraft der Nation, lähmen konnte. Aber er gab auch den Beweis, daß große Köpfe nicht blind an gewissen Maximen hängen. Sobald nur jenem höheren Interesse kein Eintrag dadurch geschah, nahm er selber jenes System an, und übte es mit eben so vieler Weisheit als glücklichem Erfolge aus. Wann wären wohl

Hülfstruppen zweckmäßiger gebraucht, als damals die der Alliirten? Wann wären wohl Subsidien zweckmäßiger ertheilt, als die welche Pitt an Friedrich II. gab? Es ist ein eignes Schauspiel, diese beyden großen Männer verbunden zu sehen; sie, von denen jeder zunächst nur auf sich selbst zählte, und für sich handelte; ohne deßhalb die Vortheile zu übersehen, die aus der Verbindung mit dem Andern ihm zuflossen.

Die Brittische Continentalpolitik während des siebenjährigen Krieges, so lange Pitt das Ruder führte, kann meines Erachtens als das vollkommenste Muster betrachtet werden, woraus das Brittische Cabinet sich auf immer seine Grund-Maximen in dieser Rücksicht hätte abstrahiren können. Ich spreche hier nicht von der Wahl der Verbündeten; diese kann nur zur Hälfte von dem Cabinet abhängen; da die Verhältnisse zwischen den Mächten des festen Landes veränderlich sind; sondern von der Art und Weise des Verfahrens. Man blieb recht eigentlich damals dem Begriff der Subsidien getreu. Man gab sie denen, die unter dem damaligen Verhältnisse die

natürlichen Verbündeten Großbritanniens waren, und mit denen man Einerley Hauptinteresse hatte; nicht jedem der wollte. Man gab sie, damit diejenigen, die sie empfiengen, zunächst sich selber helfen konnten, und erwartete den mittelbaren Gewinn für England; nicht aber daß sie sich selber vergessen, und zuerst England helfen sollten. Man geizte nicht mit Subsidien, aber man warf sie auch nicht weg. Man versprach nicht mehr als man geben wollte; aber man hielt was man versprach. Man machte die Schwächern stark, indem man sie auf den rechten Platz stellte, und sie an sich anschloß. So konnten Pitt und Friedrich, beyde gleich selbstständig, auch jeder seinen Weg gehn; ohne deshalb weniger in völliger Harmonie zu handeln. Pitt selber hat in einer späteren Rede seine Grundsätze und seine damalige Verfahrungsart so klar dargelegt, daß die Leser sie hier gewiß ungern vermissen würden. "Man hat es mir sehr vorgeworfen, „Mylords, (sagte er *)) daß ich einen Krieg un-

*) *Life of Pitt* II, p. 89. Die Rede ward erst im Jahr 1770. im Oberhause gehalten.

„terstützt habe, den es Mode wurden meinen deut„schen Krieg zu nennen. Aber ich kann es mit „reinem Gewissen behaupten, daß diese Vor„würfe mir von Männern gemacht wurden, die „entweder unbekannt mit der Lage der Dinge, „oder dabey interessirt waren, sie zu entstellen. „Ich will mich frey und franc hierüber erklären, „wie bey jeder andern Gelegenheit. Daß ich im „Parlement aus allen Kräften gegen unsre Ver„flechtung in den deutschen Krieg sprach, ist sehr „wahr; und wären die Umstände wieder dieselbi„gen, würde ich es wieder thun. Aber als ich „Theil an der Administration erhielt, war diese „Maaßregel schon entschieden. Noch ehe ich „Staatssecretär ward, war der erste Tractat mit „dem Könige von Preussen schon unterzeichnet *); „und nicht nur von der Krone, sondern auch von „beyden Häusern bestätigt. Es war eine Last, „die mir auf den Nacken gebunden war. Bey die„sem Tractat waren die Ehre der Krone und die

*) Nemlich der Tractat, wodurch Friedrich II. die Neutralität Hannovers guarantirte.

„Ehre der Nation auf gleiche Weise verpfändet. „Wie ich von einer solchen Verpflichtung zurück„treten; wie ich der Krone rathen konnte einen „großen Fürsten mitten in den Gefahren zu ver„lassen, in welche sein Zutrauen auf die Treue „und den Glauben unsers Landes ihn zum Theil „verflochten hatte, sind Fragen, die ich gern „Euerm Ermessen überlasse. Vielleicht hätte die„ser ausserordentliche Mann (that wonderfull „man) sich ohne unsern Beystand aus diesen „Schwierigkeiten herausgezogen. Er besitzt Ta„lente, welche so weit Menschenkräfte reichen kön„nen, dem menschlichen Geiste Ehre bringen. „Aber wie hätte England jenen Ruf von Treue „und Glauben erhalten können, der in Europa „uns auszeichnet? Welche andere fremde Macht „hätte weiter unsere Freundschaft gesucht; wel„che andere fremde Macht wäre mit uns in Ver„bindung getreten? Aber Mylords, wenn ich gleich „überhaupt unsere Theilnahme am Continental„kriege mißbillige, so behaupte ich deshalb nicht, „daß alle Verbindungen mit einigen deutschen „Fürsten nachtheilig oder nutzlos sind. Sie kön-

„nen, Mylords, nicht blos nützlich sondern „auch nothwendig seyn." Nicht, wie er weiter hinzusetzt, um fremde Hülfstruppen nach England zu bringen, das stark genug sey sich selber zu schützen; wohl aber nach Irland, um dieses vor einer Invasion zu bewahren.

Die Verbindung mit Preussen und seinen Allirten war aber nicht die einzige neue Erscheinung, welche in Rücksicht der Brittischen Continentalverhältnisse der siebenjährige Krieg erzeugte. Eine andere war diese, daß es der Republik der vereinigten Niederlande, ungeachtet ihrer engen Verhältnisse mit England, möglich war, in diesem Kriege neutral zu bleiben, was sie in keinem der frühern gekonnt hatte. Allein die Verbindung Frankreichs und Oesterreichs mußte auf das Betragen dieser Republik nothwendig zurückwirken, und die ihrige mit England schwächen. Sie hatte bey den Revolutionen des festen Landes nur Ein Hauptinteresse, die Fortdauer des bisherigen Zustandes der Oesterreichischen Niederlande. So lange diese Provinzen in dem Besitz einer entfernten Macht

blieben, dienten sie ihr zu einer Vormauer, mit und ohne Barriereplätze. Unter den jetzigen Verhältnissen konnten diese kein Kriegsschauplatz werden wie sonst; Frankreich hatte durch die Verbindung mit Oesterreich jede Absicht darauf aufgeben; und für die Republik mußte also diese Verbindung, aus diesem Gesichtspunct betrachtet, eine der erfreulichsten Begebenheiten seyn. Welche Vortheile aber ihre Neutralität ihrem Handel verschafte, der selbst den Neid von England erregte, ist allgemein bekannt. Welch ein Zeitpunct für diesen Staat, hätte er nicht schon längst an solchen Uebeln gekränkelt, deren Folgen keine Arzney mehr zu hindern vermochte!

Eben jene veränderten Verhältnisse machten es auch für England überflüssig, die Fäden in Italien wieder anzuknüpfen, welche es in den vorigen Kriegen mit Sardinien angeknüpft hatte. Erst bey der Friedensunterhandlung 1762. bediente man sich seiner als Vermittler, und nicht umsonst. Aber noch ein anderer alter Verbündeter blieb England übrig, der mit in

den Strudel hereingezogen ward, und Hülfe verlangte, — Portugal.

Es ist zu seiner Zeit gezeigt worden, wann und wie die Verbindung mit diesem Staat gegründet und befestiget wurde. Sie war seit dem Utrechter Frieden eine, für England höchst fruchtbare, Handelsverbindung geblieben, ohne wichtige politische Folgen, während der langen Periode des Friedens den Portugal genoß, gehabt zu haben. Selbst die Pläne Pombals hatte sie nicht auflösen, oder wesentlich verändern können. Allein die engere Verbindung, die durch den Familienpact Spanien in den Krieg hereinzog, ward auch Ursach daß Portugal hereingezogen wurde, und nun auf die Hülfe seines alten Verbündeten zählen mußte.

Dieser, so berühmte, Bourbonische Familienpact, schien endlich die Besorgnisse zu realisiren, welche man während des Spanischen Successionskrieges und Utrechter Friedens gehabt hatte. Wenn gleich die Kronen von Frankreich und Spanien getrennt blieben, so ward doch das Interesse beyder Mächte vereinigt.

Allein

Aber wie wenig sind bisher die Besorgnisse erfüllt worden, die man deshalb hegte! Allerdings mußte Spanien an den Kriegen Frankreichs mit Antheil nehmen; allein dieß hat bisher nur dazu gedient, daß sich England auf Kosten Spaniens erholte, und durch die reiche Beute seine Matrosen bey guter Laune erhielt. Vielleicht war dieß letzte der wichtigste Gewinn. Durch Capereyen und Plünderungen bereichern sich Einzelne; aber noch nie hat eine Nation reell dadurch gewonnen.

Die Wirkung jenes Familienpacts *) äußerte sich auch damals; England gerieth in Krieg mit Spanien und mußte darein gerathen; und da von diesem jetzt Portugal mit einem Angriff bedroht ward, so wurden nicht blos Brittische Hülfstruppen, sondern auch ein deutscher Feldherr Graf Wilhelm von Lippe Bückeburg, einer

*) Unterzeichnet den 10. Aug. 1761. aber noch geheim gehalten. Gleich die beyden ersten Artikel des Tractats enthalten eine Of- und Defensivallianz, und wechselseitige Garantie aller Besitzungen.

der Helden des siebenjährigen Krieges, nach Portugall geschickt. Stand es gleich nicht in seiner Macht die Nation umzuschaffen, so drückte er ihr doch sein Andenken unauslöschlich ein. Wer kennt nicht noch jetzt den großen Grafen in Portugal? Das Land gieng aus diesem Kriege ohne Verlust heraus; und die Verbindung mit England war verstärkt worden.

Aber eine, wenn gleich zufällige, doch für die Continentalpolitik von England viel wichtigere, Folge des Familienpacts, war der Austritt von Pitt aus dem Ministerio. Wie geheim man auch immer den Abschluß jenes Tractats in Spanien hielt, um erst Zeit zu gewinnen die Schätze Americas zu Hause zu erhalten, so hatte Pitt doch gewußt, sich Nachrichten davon zu verschaffen. Er verlangte, was man von einem Mann von seinem Character erwarten konnte, Spanien zuvorzukommen, und ihm sogleich einen Krieg zu erklären, der doch unvermeidlich sey. Allein man wollte ihm nicht glauben, und er ward überstimmt. Nicht gewohnt mit seiner Ueberzeugung

zu capituliren, wandte er den Rücken, und gieng *).

Was er prophezeyt hätte, geschah; und England sah sich bald genöthigt zur Kriegserklärung. Allein wenn gleich auch jetzt der kurze Krieg gegen Spanien mit dem größten Erfolge geführt ward, so wirkte Pitts Entfernung doch so sehr auf die Maaßregeln des Brittischen Cabinets zurück, daß das ganze, kaum aufgebaute, System seiner Continentalpolitik dadurch über den Haufen fallen mußte. Die eifrige Theilnahme am Continental-Kriege hörte auf; die Subsidien an Friedrich II. wurden eingezogen; und England schloß für sich Frieden, ohne diejenige Rücksicht auf seinen Verbündeten zu nehmen, die er mit Recht fordern konnte.

Aus dem Gesichtspunct des blos momentanen Vortheils betrachtet, ließ sich dieß Verfahren des Brittischen Cabinets entschuldigen; aber nach den Regeln einer höheren Politik unmöglich! Zwar machte Friedrich II. jetzt Pitts Ausspruch wahr,

*) Den 5. Oct. 1761.

daß er, auch sich allein überlassen, aus der Verlegenheit sich half; aber wäre es, so lange das enge Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich fortdauerte, nicht auch für England der gesunden Politik gemäßer gewesen, die Verbindung mit Preussen fortdauern zu lassen? Würde man einen schlechtern Frieden bekommen haben, wenn man ihn gemeinschaftlich mit Friedrich geschlossen hätte? Ein glücklicher Zusammenfluß von Umständen machte, daß keine Verhältnisse wiederkehrten, wo England seiner bedurfte. Seine Abneigung gegen diesen Staat war seitdem zu tief gewurzelt, als daß er sie wahrscheinlich wieder hätte ausrotten können.

England stand nach dem siebenjährigen Kriege also allein da, und ohne Verbündete, wenigstens ohne mächtige Verbündete; und hatte, nach der tiefen Demüthigung der Macht, mit der es rivalisirte, auch keine nahe Veranlassung, sich wieder nach Verbündeten umzusehen. Bey dem tiefen Frieden, dessen jetzt fortdauernd der Westen von Europa genoß, entstand kein solches Bedürfniß. Die Thätigkeit der Nation beschränkte sich zuerst

auf ihre inneren Angelegenheiten; da die bekannten Streitigkeiten mit Wilkes Fragen in Anregung brachten, welche für die Rechte des Unterhauses von hoher Wichtigkeit waren. Der Streit mit Spanien über die Falklandsinseln (1770.), erzeugte nur Drohungen, aber keinen Krieg; und bald zogen die anfangenden Händel mit den Colonien in N. America die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Erzählung des ganzen Streits, und der Krieg den sie veranlaßten, ist der gegenwärtigen Untersuchung fremd; außer insofern er auf die Continentalverhältnisse Einfluß hatte.

Die Rückwirkungen auf diese waren mehrfach. Die erste war die Erneurung des Subsidiensystems. Sobald man entschlossen war, eine Armee nach America hinüberzuschicken, empfand man auch das Bedürfniß fremder Hülfe. Es traf also hier der Ausspruch von Lord Chatham ein, daß es Fälle geben könne, wo man die Verbindungen mit den Deutschen Fürsten nicht würde entbehren können. Freylich hatte er auf einen Fall, wie diesen, nicht gerechnet; und von dem

Anfange der Streitigkeiten für die Taxfreyheit von America gesprochen *). Angenommen indeß einmal, (was ich sehr weit entfernt bin zu behaupten,) daß es rathsam war den Versuch zu machen, America mit Gewalt zu unterjochen, kann man wohl nicht zweifeln, daß hier die Methode sich durch Miethtruppen zu helfen, die beste war. Man sparte Menschen, die ein Staat wie England am wenigsten entbehren kann.

*) Die Ideen von Chatham über America lernt man am besten kennen aus der Bill, die er am 1. Febr. 1775. dem Oberhause vorlegte, als die Unruhen schon angefangen hatten, die aber verworfen wurde. Sie findet sich in *Life of Pitt* II, p. 129. Die Colonieen sollten abhängig bleiben; aber sie sollten das Recht haben sich selber durch ihre Provincial Assemblees zu taxiren. Der (damals schon versammlete) Congreß zu Philadelphia sollte die Vertheilung der Taxen unter die Provinzen machen; und die Summe bestimmen, die sie zu der Tilgung der Nationalschuld an England beytragen sollten ꝛc. Zu der großen Ansicht des unermeßlichen Gewinns, der aus der gänzlichen Freyheit Americas auch für England fließen würde, vermochte selbst ein Chatham sich nicht zu erheben. Wie hätten es die andern gesollt?

Wenn gleich ferner aus dem Kriege kein Continentalkrieg in Europa wurde, so wurde doch ein Krieg mit Europäischen Mächten daraus; da Frankreich sich Americas annahm, und Spanien zufolge des Familienpacts gleichfalls hereingezogen wurde. America selber blieb für diese Mächte nur ein Nebenschauplatz, ihr Krieg ward fast völlig ein Colonialkrieg; wozu seit dem Pariser Frieden sich neuer Stoff gesammlet hatte. Eins der großen Uebel die Europa drücken, ist die Verflechtung der Colonieen durch ihre geographische Lage. Der siebenjährige Krieg war am meisten dadurch herbeygeführt; und wenn gleich der Friede, der ihn endigte, durch welchen Frankreich von dem festen Lande von N. America gänzlich verdrängt ward *), diesem Uebel einigermaßen abhalf, so trug er doch anderwärts dazu bey es nur zu verschlimmern. In Westindien balancirte sich jetzt ungefähr die Brittische und Französische Macht; in Ostindien aber, hatte, seitdem England sich in den Besitz Bengalens

*) Seitdem es auch Louisiana 1765. an Spanien abtrat.

(1763.) gesetzt hatte, die Waagschale sich völlig auf seine Seite geneigt. Dennoch blieb Frankreich die Hofnung übrig, das Gleichgewicht wieder herzustellen, da es an einem der inländischen Fürsten einen Verbündeten fand, der durch sein eignes Interesse der Feind von England seyn mußte, und in sich selber schon die Hülfsmittel gefunden hatte, ihm allein die Spitze zu bieten. So wurde Ostindien ein Hauptschauplatz des Krieges; und würde trotz aller Anstrengung dennoch für England verlohren gegangen seyn, wenn nicht durch die verbesserte Einrichtung der Organisation der Ostindischen Compagnie durch die Vereinigung der vier Präsidentschaften unter Einem Generalgouverneur, und durch die Bill des jetzigen Ministers, ihre politische Abhängigkeit von der Regierung gegründet worden wäre.

Der Colonieenkrieg ferner zerriß ein politisches Band auf dem festen Lande, indem die Republik der vereinigten Niederlande in denselben verflochten ward. England verlohr zwar nichts durch diesen Krieg; es eroberte St. Eustace, Trinçonomale und Negapatnam; und behielt

dieß letztere im Frieden. Allein dieser Bruch mit der Republik stand in Verbindung mit einer andern Erscheinung, welche höchst bedenklich für England werden mußte.

England war durch diesen Krieg in einen Kampf mit allen Seemächten des westlichen Europas gerathen, und hielt ihnen allein das Gleichgewicht. Es war ein großer Beweis, was für Fortschritte man seit dem Aachner Frieden zu der Alleinherrschaft der Meere gemacht hatte, wenn man auch gleich noch weit davon entfernt war, sie wirklich zu behaupten. Allein sobald man einmal auf dieses Ziel hinarbeitete, mußten aus dem Streben darnach unvermeidlich auch andere Erscheinungen hervorgehen, welche England in Gefahr setzten, in ein feindliches Verhältniß mit dem größten Theil des Continents überhaupt zu gerathen. Mit der Schwächung, ja selbst mit der Zerstörung, der feindlichen Marine war noch immer wenig ausgerichtet, sobald man ihrer Wiederherstellung keine Hindernisse in den Weg legte. Diese Wiederherstellung aber hieng großentheils von dem Verkehr mit neutralen Mächten ab, von

denen Frankreich die dazu nöthigen Vorräthe haben mußte. Schon darin lag ein Grund zu den Bedrückungen der Schiffarth der Neutralen; allein diese mußten noch unendlich vermehrt werden, sobald die Vernichtung des feindlichen Seehandels, und das Bestreben sich denselben zuzueignen, — was von der Herrschaft des Meeres unzertrennlich war, — das vorgesetzte Ziel wurde. In den frühern Kriegen hatte der Handel der im Krieg begriffenen Mächte, sich großentheils unter die neutrale Flagge geflüchtet, und wie schwankend auch die Behauptung des berühmten Grundsatzes: frey Schiff frey Guth, immer gewesen war, so konnte doch der Streit nicht eher practisch von solcher Wichtigkeit werden, als bis eine einzelne Seemacht sich stark genug fühlte das Gegentheil zu behaupten. Allein der Druck, den man dadurch empfand, erzeugte Widerstand; Catharina II. wurde die Stifterin der bewafneten Neutralität *), der die Nordischen Mächte, und selbst Portugal, beytraten;

*) Im Jahr 1781.

und auch Holland beygetreten seyn würde, wenn England ihm nicht mit der Kriegserklärung zuvorgekommen wäre.

Die bewafnete Neutralität war eine Erscheinung aus der England große Lehren ziehen konnte; aber nicht gezogen hat. Zwar mußte man damals nachgeben, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, mit ganz Europa in Krieg zu gerathen; aber man gab stillschweigend nach; ohne die aufgestellten Grundsätze förmlich anzuerkennen. Das ganze blieb also auch nur eine Verbindung, die während des Kriegs von practischer Wichtigkeit seyn konnte. Man fühlte die Unentbehrlichkeit eines Seevölkerrechts lebhafter als je; und Catharina hatte es durch jene Verbindung laut ausgesprochen. Allein auch hier diente die Politik, wie gewöhnlich, nur dem momentanen Bedürfniß; und es erforderte noch eine zweyte, nicht unblutige, Erfahrung, um England gegen die Neutralen Mächte wenigstens insofern gerechter zu machen, daß man diejenigen schonte, deren man bedurfte, oder die sich rächen konnten.

Von bleibender Wirkung aber für die Brittische Continentalpolitik waren die veränderten Verhältnisse mit den Niederlanden. Die innere Ruhe wurde hier durch den Frieden keinesweges hergestellt, und eben dadurch fand England Gelegenheit hier seinen Einfluß zu behaupten.

Es ist eine auffallende Erscheinung in der Geschichte der Brittischen Continentalpolitik, daß ungeachtet der tiefen Verflechtung Englands in die Händel der auswärtigen Länder, dennoch in der ganzen Periode des Hauses Hannover, und man kann auch sagen der Stuarts, in keinem derselben der Factionsgeist dadurch angeregt oder unterhalten ward. Wie ganz anders hat Frankreich auf Schweden, hat Rußland auf Polen gewirkt! Der Grund davon lag unstreitig darin, daß England zu der Erreichung seiner Zwecke keiner Factionen, sondern nur der Regierungen, bedurfte; zum Theil auch in den Zeitverhältnissen, die dem Factionsgeist in den Ländern, mit denen England in Verbindung stand, wenig Nahrung gaben. Ich begehre also auch keinen Lobspruch der höheren Moralität der

Brittischen Minister darauf zu gründen; immer aber beweiset es, daß die Einmischung Englands in die Angelegenheiten der fremden Mächte ihrem Zwecke nach bisher viel weniger gefährlich war, als der Einfluß der Continentalmächte auf einander.

Die Vorfälle in den vereinigten Niederlanden machten davon jetzt eine Ausnahme. Seitdem durch den letzten Krieg dieser Staat sich an Frankreich angeschlossen hatte, seitdem Frankreich in dessen Streitigkeiten mit Joseph II. Gelegenheit fand, ihm einige wesentliche Dienste zu leisten, wurde es dem französischen Ministerio nicht schwer sich hier eine Partie zu erhalten, die unter dem Nahmen der patriotischen Partie als Gegnerin des Oranischen Hauses auftrat, ohne, so viel man sehen kann, weiter bestimmt zu wissen was sie wollte? Der Augenblick, wo England wahrscheinlich die Republik mit weniger drückenden, aber gewiß festeren, Banden hätte an sich anschließen können, wie nachher geschah, wäre der Augenblick des Friedens gewesen. Aber dieser Augenblick war versäumt! Wäre wohl Groß-

muth gegen einen alten Freund, mit dem man sich doch nur gelegentlich entzweyt hatte, jemals mehr an ihrer Stelle gewesen als hier? Aber weit gefehlt diese zu beweisen, drängte man ihr Eine ihrer Colonieen in Negapatnam ab *); eine Colonie von mäßiger Wichtigkeit; und nur mit Mühe erhielt sie es, daß man ihr nicht auch Trinconomale abdrang. Man zwang durch diese zweckwidrige Härte die Republik, durch Frankreichs Vermittelung Frieden zu schließen; man zeigte deutlich, daß so bald von Colonialvergrößerung die Rede war, man kein Bedenken trage, auch selbst seine alten Freunde zu berauben; und daß es also nur auf die Gelegenheit ankommen würde, noch mehr zu nehmen. So beraubte man sich also auf immer des Zutrauens einer Nation, mit der man so lange in enger freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte, auf eine Weise, welche die Wiederherstellung desselben unmöglich machte; — und für welchem Preis!

*) In dem Friedenstractat vom 20, May 1784.

Freylich machte darum die innere Gährung es dennoch nothwendig, daß die Oranische Partie sich an England anschloß, weil sie, so lange Friedrich II. noch lebte, keine andere Stütze fand. Allein auch diese Stütze half ihr wenig. Das Brittische Cabinet fand es nicht für rathsam thätige Hülfe zu leisten, als dem Erbstatthalter eines seiner Vorrechte nach dem andern geschmälert wurde; und höchst wahrscheinlich würde er gänzlich verdrängt seyn, wenn die Preussische Politik sich nicht geändert hätte. Es ist bekannt, unter welchen Umständen und mit welchem Erfolge im Herbst des Jahrs 1787. die Unruhen in Holland durch Einrücken eines Preussischen Corps gedämpft, der Erbstatthalter in seiner vollen Macht wieder hergestellt, und darin befestigt ward.

England war bis auf diesen Zeitpunct ohne irgend einen bedeutenden Verbündeten auf dem festen Lande geblieben. Allein die eben erwähnte Veränderung führte wieder eine Allianz herbey, die nicht ohne Folgen für Europa blieb. England und Preussen verbanden sich beyde mit

Holland, indem sie dasselbe gleichsam in die Mitte nahmen, und guarantirten ihm seine neugegebene oder wiederhergestellte Verfassung; und dieser gemeinschaftliche Berührungspunct führte auch bald eine Allianz zwischen diesen beyden Mächten herbey *).

Preussens Verbindung mit Holland war eine Folge des Familieninteresse, dessen weitere Würdigung hier nicht her gehört. Bey England war die Verwandtschaft nicht nahe genug, um dessen Theilnahme aus dieser Quelle ableiten zu dürfen. Waren gleich die regierenden Häuser verwandt, so lag doch der Grund weit mehr in dem Streben dem französischen Einfluß durch die Unterdrückung der patriotischen Parthey entgegenzuarbeiten. Allein gewiß wäre dafür bey der Schließung des Friedens ein günstigerer Zeitpunct gewesen, als gegenwärtig war. Allerdings konnte England bey dem Schicksale der Republik nicht gleichgültig seyn. Es mußte die Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit wünschen; aber die gewaltsame Wieder-

*) Durch den Tractat vom 13. Aug. 1788.

derherstellung einer Staatsform, gegen welche sich ein großer, vielleicht der größere, Theil der Nation sträubte, konnte von dieser unmöglich als Grundlage der Unabhängigkeit betrachtet werden. Man verband sich auf diesem Wege mit der wiederhergestellten Regierung; aber nicht mit der Nation. Die Erfahrung hat gelehrt, was die Folgen davon waren!

Durch diese Tripelallianz ward indeß die Verbindung Englands mit Preussen wieder erneuert; nur aber ruhte diese nicht auf einem solchen gemeinschaftliche Interesse, wie unter Friedrich dem Zweyten. Die Erhaltung der Statthalterschaft in den Niederlanden konnte unmöglich für beyde wichtig genug seyn, um ein bleibendes Band zwischen ihnen zu werden. Chatham nach seinen Grundsätzen würde nimmermehr die Verbindung geschlossen haben, die sein Sohn schloß; und noch weniger hätte er die Folgen gebilligt, die sie nach sich zog.

Diese Folgen äußerten sich besonders in dem Osten von Europa. Die bisherige Darstellung hat gezeigt, wie wenig Antheil England

seit dem Nystädter Frieden an den dortigen Vorfällen genommen hatte. Es trieb seinen Handel dahin ungestört; der Wachsthum Rußlands begünstigte ihn, ohne England furchtbar zu werden. Indeß waren hier bereits die entscheidendsten Veränderungen vorgegangen, wie die Gründung der Unabhängigkeit der Krim *), die Erscheinung Russischer Flotten im Mittelmeer **), ja selbst die erste Theilung von Polen ***), ohne daß England eine thätige Theilnahme dabey bewiesen hätte; und fern sey es, ihm dieses zum Vorwurf machen zu wollen! Das Brittische Cabinet fühlte sich zu wenig dabey interessirt; es stand weder mit Polen noch mit den Türken in politischen Verbindungen, und hatte gegen sie keine Verbindlichkeiten zu erfüllen; der Handel nach der Ostsee, und der wenig beträchtliche, nach der Levante litt nicht darunter; und jene Länder überhaupt lagen ausserhalb dem Umfange seines

*) Im Jahr 1771.

**) Im Jahr 1770.

***) Im Jahr 1772.

politischen Wirkungskreises. Allein seit jener Tripelallianz verändern sich sichtbar jene Maximen, und England sucht sich nicht nur einen Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten zu verschaffen, sondern versuchte selbst die Sprache eines Dictators zu führen. Darf man französischen Schriftstellern glauben *), so lag der Grund davon in der Eifersucht über den Handelstractat, den Rußland 1787. mit Frankreich abgeschlossen hatte; in welchem dieß letzte Land sehr begünstigt worden war; wodurch England selbst sich bewogen gefühlet habe, Alles zu thun, um Rußland in einen Krieg mit den Türken zu verflechten, der bekanntlich 1788. ausbrach. Die Wahrheit dieser nicht erwiesenen Behauptung läßt man billig dahin gestellt seyn; aber daß die Brittische Politik hier aus ihrer Sphäre herausgieng, daß man geglaubt hatte befehlen zu können, wo nicht an Befehlen zu denken war, — davon mußte das Ministerium bald eine unangenehme Erfahrung machen. Die Vermittelung

*) Man vergleiche *Segur Histoire de Frideric Guillaume* Vol. II.

Englands auf dem Reichenbacher Congreß 1788. war nicht ohne Nutzen; aber als England auch Catharina der Zweyten die Bedingungen des Friedens mit den Türken vorschreiben wollte, erklärte sie, sie schlösse ihren Frieden nur für sich; die Demonstration durch die Ausrüstung einer Flotte machte sie nicht irre; sie schloß wirklich den Frieden zu Jassy *) für sich, und wie sie ihn wollte; und das Brittische Cabinet hatte von seinen Drohungen keinen andern Gewinn, als — umsonst gedroht zu haben.

Es scheint, das erste Bestreben jedes Cabinets sollte dahin gehn, sich den Wirkungskreis, den die Lage und die Kräfte seines Staats ihm darbieten, klar zu denken, ihn fest zu bestimmen, und die Grundmaximen seiner auswärtigen Politik daraus abzuleiten. Man wird dieses wohl nicht so verstehen, daß man diese Theorie gleichsam zur Schau tragen, und in öffentlichen Er-

*) Den 29. Dec. 1790. Die Kayserin behielt darin den District am Niester, statt der alten Grenze, die England hatte vorschreiben wollen.

klärungen darlegen sollte; allein daß es für jeden Staat gewisse Gränzen seines Wirkungskreises gibt, wie mächtig er auch immer sey, bleibt eine ewige Wahrheit; und wer die daraus gezogene Folgerung leugnen wollte, begienge eine Absurdität. Blicken wir gleichwohl in die Geschichte, — wie selten finden wir diese Forderung erfüllt? Wie viele mißlungene Versuche und Unternehmungen, wovon sich voraussehen ließ, daß sie nicht gelingen konnten! Zwar scheint es, es bedürfe hier nur des gesunden Menschenverstandes, und einer mäßigen Masse von Einsichten, um jenen Kreis zu bestimmen. Aber man muß den Einfluß der Leidenschaften auf die Politik, man muß vor allen die übertriebene Meinung, die so leicht jeder Minister von der Wichtigkeit des Staats, an dessen Spitze er steht, zu haben pflegt, kennen, um die vielen traurigen Mißgriffe zu erklären, von denen fast kein Staat sich frey erhalten hat. Auch England gab damals davon nicht das einzige Beyspiel in seiner Art! Allerdings indeß befiehlt die Gerechtigkeit zu bemerken, daß es für eine Seemacht und einen Handelstaat viel schwerer hält, die

Grenzen seines Interesse und seines Wirkungskreises zu fixiren, als für eine Landmacht. Der Berührungspuncte, nicht bloß der unmittelbaren sondern noch mehr der mittelbaren, sind hier so viele; die Berechnung, wie viel man durch Flotten andern Mächten schaden kann, geht von keinen festen Elementen aus, und ist deshalb höchst unbestimmt. Der indirecte Schaden ist größer als der directe; und die hohe Opinion von der eigenen Macht verleitet nur zu sehr, ihn sich noch größer, und besonders ihn sich viel entscheidender, zu denken als er wirklich ist, und seiner Natur nach seyn kann. Die ganze neueste Geschichte von Europa bietet einen, nur zu traurigen, Commentar zu diesem Text! Und was noch trauriger ist, alle Commentare werden dennoch nicht hinreichen, ihn denen deutlicher zu machen, die ihn verstehen sollten.

Wir haben bisher die Continentalpolitik Englands bis zu dem Zeitpunct verfolgt, wo durch die großen Umwälzungen Europas nicht nur die zuletzt geschlossene Tripelallianz zerfiel, sondern auch alle politische Verhältnisse, anfangs gewalt-

sam auseinandergerissen, wieder in neue Fugen gezwängt wurden, in welche man sie selbst nach so blutigen Kämpfen noch nicht dauernd hat befestigen können. Wie hätten unter diesen Umständen die alten Verhältnisse Englands dauern können! Aber sie änderten sich nicht blos im Einzelnen; sondern seine ganze Continentalpolitik gewann eine andere Gestalt. Eben deshalb ist es nöthig hier stehen zu bleiben, um einige allgemeine Resultate zu ordnen, zu denen die bis jetzt angestellten Untersuchungen den Stoff darbieten.

Die bisherige Entwickelung hat gezeigt, daß England zwar bald mehr bald weniger, aber doch ohne gänzliche Unterbrechung, in die Händel des Continents verflochten war. Aber wenn man den Zeitpunct der Quadrupelallianz unter Georg I. etwa abrechnet, so fehlt doch viel, daß England jemals die herrschende Macht in dem Europäischen Staatensysteme gewesen wäre, oder auch nur darauf Anspruch gemacht hätte, es zu seyn. Die innern Verhältnisse dieses Systems wurden in der Regel nicht durch England bestimmt, sondern England bestimmte sich vielmehr nach ihnen.

Eben darin aber lag der Grund, weshalb die Continentalpolitik Englands so wenig auf festen Principien gebaut werden konnte. Inwiefern man aber dem Brittischen Cabinet darüber Vorwürfe machen kann, bedarf einer nähern Untersuchung. Die Verhältnisse der Continentalmächte gegen einander fortdaurend zu bestimmen, stand durchaus nicht in den Kräften von England. Es wäre eine thörichte und vergebliche Anmaaßung gewesen! Eben deshalb aber konnte es auch seinem Foederationssystem in Rücksicht der Wahl seiner Verbündeten keine bleibende und unerschütterliche Grundlage geben. England war nicht wie Frankreich, wie Preussen u. a. von schwächern Staaten umgeben, die es durch sein Uebergewicht hätte an sich anschließen können; es mußte sich seine Verbündeten suchen; und selbst die Banden, welche es an den wichtigsten von allen, an Oesterreich knüpften, konnte es nicht unauflöslich machen. England kann nach seiner Lage nur Verbündete haben, die durch das Meer von ihm getrennt sind. Sind dieses schwächere Staaten, wie Holland, wie Portugal, wie Sardinien

es waren, so hiengen diese eben deshalb schon mehr von ihren unmittelbaren mächtigern Nachbaren ab; sind es mächtigere, wie Oesterreich, wie Preussen, so konnte die Verbindung nur dauern, so lange es irgend einen Punct des gemeinschaftlichen Interesse gab. Ein Foederationssystem, wie die Mächte des festen Landes, konnte also England sich nicht bilden.

Nicht also über den Wechsel in der Wahl seiner Verbündeten darf man England Vorwürfe machen; — irrete es darin, so begieng es politische Fehler wofür es selber büßen mußte; — wohl aber über die Nichterfüllung der Verbindlichkeiten, die es übernommen hatte. Bey den drey großen Continentalkriegen, an denen England Antheil nahm, dem Spanischen, dem Oesterreichischen Successionskriege, und dem siebenjährigen, schloß es jedesmal seinen Frieden für sich, oder nur in Verbindung mit Holland, und ließ seine Hauptverbündeten im Stich. Der Grund davon lag nicht in einer arglistigen, systematisch angenommenen, Politik, und dem Mangel an öffentlicher Treu und Glauben; sondern in

dem Wechsel der politischen Principien, der mit dem Wechsel des Ministerii nach dem ganzen Geist der Brittischen Verfassung fast nothwendig verbunden ist. Nie endigte hier derselbe Minister den Krieg, der ihn angefangen hatte; sein Nachfolger gehörte gewöhnlich zu der entgegengesetzten Partie, und brachte also die entgegengesetzten Grundsätze mit. Der Einfluß und die Macht des dirigirenden Ministers in England beruht gar nicht, wie in unumschränkten Monarchien, auf dem persönlichen Character des Regenten; sondern geht unmittelbar aus dem Geist der Constitution, aus dem Verhältniß zwischen dem König und seinem Parlament hervor, zwischen denen der Minister das Band ist. Ohne ihn kann daher nichts von Wichtigkeit geschehen. Daraus fließt, in Rücksicht auf auswärtige Mächte, die allerdings nachtheilige Folge, daß die Brittische Regierung die Erfüllung ihrer übernommenen Verbindlichkeiten, nicht mit der Sicherheit garantiren kann, wie andere es können. Die Periode der Marlboroughs und Chathams geben die Beweise davon. Aber dagegen können auch auf

Seiten der Mächte des festen Landes durch hohe Noth oder gänzliche Ueberwältigung physische Unmöglichkeiten eintreten, ihre Versprechungen zu erfüllen, die bey England so leicht nicht zu erwarten sind.

Ungeachtet der nicht zu leugnenden einzelnen Fehler indeß, die sich die Brittische Politik hat zu Schulden kommen lassen, erscheint doch im Ganzen der Continentaleinfluß von England diese Periode hindurch als ein höchst wohlthätiger Einfluß unter einem doppelten Gesichtspunct. Erstlich verdankt ihm Europa lange Zeit hindurch die Erhaltung des Friedens. Daß dieß der Zweck der Brittischen Politik unter Georg I., und, so lange es irgend die Umstände erlaubten, noch unter Georg II. war, ist oben gezeigt. Es war also nichts weniger als ein feindseliger Einfluß. Zweytens: in den großen Kriegen an welchen England Theil nahm, ward es stets die Stütze des Schwächern gegen die Uebermächtigen. Es verband sich mit Oesterreich in dem früheren, mit Preussen in dem späteren Kriege, als die eine und die andere Monarchie

durch das verbündete Europa mit dem Untergange bedroht wurde. Vielleicht hätten beyde sich ohne England gerettet; aber das Verdienst von England konnte dadurch nicht geschmälert werden. Es trug wesentlich, vielleicht mehr als irgend eine andere Europäische Macht, dazu bey, das politische Gleichgewicht Europas aufrecht zu erhalten.

Begebenheiten, die erst so eben unter unsern Augen geschehen, sind noch nicht reif für die Geschichte; und wenn dieß mit dem Revolutionskriege überhaupt der Fall ist, so ist er es ganz vorzüglich mit der Theilnahme Englands an demselben. Allerdings kann man die Vorfälle erzählen; aber man kann sie noch zu wenig beurtheilen. Jeder große Gegenstand läßt sich erst in einer gewissen Entfernung mit dem Auge umfassen; und die Gegenstände der Geschichte sind diesem Gesetz nicht weniger als die der Natur unterworfen. Ja! wofern die bisherige Untersuchung etwas dazu beygetragen haben sollte, den Einfluß und die Natur des Brittischen Continen-

kalinteresse, bis auf die große Revolution herunter, mit Unbefangenheit zu beurtheilen, so wäre vielleicht zu fürchten, daß die weitere Durchführung desselben durch ein Zeitalter, das noch das unsrige ist, und wo die Leidenschaften noch viel zu sehr aufgeregt sind, jene nützlichen Eindrücke schwächen könnte. Brechen wir also jene historische Untersuchung hier ab; um dagegen für ein Paar Bemerkungen Platz zu finden, auf welche die Begebenheiten des letzten Decenniums uns führen!

Man betrachtet gewöhnlich die Theilnahme Englands an dem letzten Kriege als ein Ganzes, ihrem Plan und ihren Absichten nach. Gleichwohl ist keine Ansicht unrichtiger als diese; nicht weniger als sie es in Rücksicht der Continentalmächte ist. Als der Krieg begann, stand ja noch das ganze Gebäude des Europäischen Staatensystems, Frankreich ausgenommen. Unmöglich konnten also auch auf einmal alle Ideen der practischen Politik, die bisher herrschten, aufgegeben werden.

Diesen zufolge aber mußte die Eroberung der Oesterreichischen Niederlahde durch Frankreich einen Krieg mit England schlechterdings unvermeidlich machen. Ob er einige Monathe früher oder später ausbrach war gleichgültig; ausbrechen mußte er. Die Vereinigung dieser Provinzen mit Frankreich war in politischer, in militärischer, und in mercantiiischer Rücksicht der härteste Schlag, der auf dem festen Lande von Europa England treffen konnte. Er lösete das Band, welches England an den ersten und ältesten seiner Verbündeten knüpfte; er gab Frankreich unermeßliche Hülfsmittel zu der Wiederherstellung seiner Marine, und zu der Bedrohung der Brittischen Küsten; und wenn gleich die Folgen für den Handel sich erst langsam entwickeln können, so werden sie sich doch entwickeln. Also schon dieser Provinzen selber wegen, war es nicht anders zu erwarten, als daß England alles versuchen würde ihre Wegnahme zu verhindern; aber dazu kam noch, daß von dem Schicksal dieser Länder auch das Schicksal der Republik der vereinigten Niederlande ab-

hieng; und wir haben gesehen, in welchen Verbindungen England mit dieser stand; und welche Verpflichtungen es gegen die Regierung derselben, die es wiederhergestellt und garantirt hatte, eingegangen war.

Wollte man also auch das Bedürfniß, seine Verfassung gegen einen Feind zu vertheidigen, der sich laut als der Feind aller bestehenden Verfassungen ankündigte, nicht in Anschlag bringen, so waren die eben angeführten Ursachen zum Kriege mehr wie hinreichend. Daß aber die genauere Verbindung mit Oesterreich und dessen Alliirten davon eine natürliche Folge war, würde, troß des gehässigen Nahmens einer Coalition, wodurch man jene Allianz zu brandmarken suchte, wohl überflüssig zu beweisen seyn.

Wäre jene erste sogenannte Coalition blos bey dem stehen geblieben, was ihr erster Zweck war, Beschützung ihrer Länder, und Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge, — wann wäre wohl eine rechtmäßigere Verbindung geschlossen; und welche Ligue hätte wohl mehr den so oft gemißbrauchten Nahmen einer heiligen Ligue

verdient? Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen! Man vergaß was man anfangs gewollt hatte, und neue Entwürfe traten an dessen Stelle. Der Mangel des Zeitalters an großen an selbstständigen Characteren, gerade wo man ihrer am meisten bedurfte, zeigte sich auf eine furchtbare Weise; mitten unter den Gefahren eines allgemeinen Umsturzes mußten zugleich die Zeiten eintreten, wo man mehr als halb Europa überblicken konnte, ohne Einen, auch nur einen einzigen, Nahmen zu finden, an dem das gemeinschaftliche Zutrauen hieng!

Bey dieser allgemeinen Zerrüttung trat der bloße politische Egoismus an die Stelle der bisherigen Grundsätze. Jeder nahm so viel er erhalten konnte, von Polen, von Deutschland, von Italien. Auch England nahm sein Theil; zwar nicht hier, aber in beyden Indien. Allerdings war dieser Theil der reichste; aber doch war England deshalb, wenn nicht besser, doch auch nicht schlechter, als alle übrige. Wer von diesen hätte es nicht auch gern genommen, wenn er es vermocht hätte?

Bey diesen großen Veränderungen löseten sich die Fäden gänzlich auf, die England bisher an das Continent geknüpft hatten. Die Belgischen Provinzen blieben Frankreich; — was hätte es also an Oesterreich weiter binden können? Die vereinigten Niederlande wurden Verbündete Frankreichs. Die Staaten des Königes von Sardinien Provinz. Es konnte also keine Continentalpolitik mehr geben wie vormals; aber leider! trat eine andere an deren Stelle, die weiter keinen Zweck, als nur die Fortdauer des Kriegs zu haben schien! Es gab bald kaum einen größern oder kleinern Staat in Europa, mit dem man nicht gegen Subsidien Verbindungen angeknüpft, oder sie anzuknüpfen gesucht hätte. Jeder nahm das Geld, und jeder schloß Frieden für sich; so daß England endlich ohne Verbündete allein auf dem Kampfplatz blieb. Es endete gleichfalls den Kampf durch den Frieden zu Amiens, den unerklärlichsten der je geschlossen worden ist. Für den Besitz von ein paar fernen Inseln schien England allen seinen Continentalverhältnissen zu entsagen; nicht einmal über die Räumung von Holland ward etwas be-

stimmt! War es blos das Gefühl seines Irrthums, das es bewog so bald wieder zu den Waffen zu greifen? Oder wird sich, als am 7. März der Wetterstral aufs neue, wenn nicht von reinem, doch nur mäßig umwölkten, Himmel fiel, auch hier noch dereinst die Erfahrung bestätigen, daß es anderswo donnert, als wo man die Donnerkeile schmiedete?

II.

Ueber
die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß,
der
politischen Theorieen
in
dem neueren Europa.

Die Verfassungen der Staaten, welche das politische System des neueren Europas bildeten, waren, wenn man die Versuche seit dem letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts abrechnet, keinesweges auf allgemeine Theorieen gebaut. Sie giengen meistentheils aus dem Feudalsystem hervor; und formten sich nach den äußern Veranlassungen, welche die Zeitumstände und die Bedürfnisse herbeyführten. Vergeblich wäre es also gewesen, zu erwarten, daß sie, selbst die vollkommensten unter ihnen, einer politischen Theorie hätten entsprechen können. Indeß entstand in manchen dieser Staaten bey dem Fortgang der wissenschaftlichen Cultur auch politisches Raisonnement. Dieses Raisonnement führte zu Systemen und Theorieen über die Formen der Verfassungen. Diese. Systeme und Theorieen fiengen an, schon

lange vor den letzten Ereignissen, einen praktischen Einfluß zu gewinnen; der endlich so groß ward, daß bey der Zertrümmerung mehrerer bestehender Staatsformen man diese gewaltsamen Revolutionen selbst aus jenen Theorieen hat ableiten wollen.

Wie lebte überhaupt in dem neuern Europa der Geist der Untersuchung über Staatsformen auf? Wie bildete sich dadurch politisches Raisonnement? Wie führte dieses zu allgemeinen Theorieen? Welchen practischen Einfluß gewannen diese überhaupt? Und welchen besonders auf die neuesten Revolutionen? — Dieß sind die Fragen, deren Beantwortung der Zweck der gegenwärtigen Untersuchung ist. Sie wird sich also nur auf die Lehre von der Staatsverfassung, nicht auf die von der Staatsverwaltung, erstrecken. Keinem denkenden Menschen kann aber dieser Gegenstand gleichgültig seyn; möchte nur die Ausführung seiner Wichtigkeit entsprechen!

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß es hier überflüssig wäre, in die Geschichte selber zurückzugehen. Die Speculation, wird man viel-

leicht sagen, bestand für sich, und war unabhängig von der Wirklichkeit. Allein der Verfolg dieser Untersuchung wird deutlich genug zeigen, daß dieß keinesweges der Fall war. Wenn sich auch die politische Speculation über die Wirklichkeit erhob, so gieng sie doch aus ihr hervor, und ist nicht nur in ihrer Entstehung, sondern auch in ihrem Fortgange immer in einem gewissen Grade von ihr abhängig geblieben. Es lassen sich jene Fragen also durchaus nicht anders als in Verbindung mit der Geschichte, und zum Theil aus der Geschichte, beantworten.

Wenn die politische Speculation unter einem Volke aufleben soll, so gehört dazu sowohl eine gewisse äußere Veranlassung, als auch ein beträchtlicher Grad von philosophischer Ausbildung. Da wo Streitigkeiten über die Formen der Verfassungen entstehen; wo man Staaten von verschiedenen Verfassungen neben einander, und in Beziehung auf einander, erblickt; wo besonders durch Colonieen neue Staaten sich bilden, gibt es äußere Veranlassungen über die Formen ihrer Verfassungen nachzudenken. Kommt dazu ein gewiß-

ser höherer Grad von philosophischer Ausbildung, hat man sich schon gewöhnt sich von dem Speciellen zu dem Allgemeinen zu erheben, so ist dadurch der Weg für die politische Speculation eröffnet. Auf diese Weise entstand sie, und bildete sie sich aus, unter den Griechen, wo der Veranlassungen so viele und so mannigfaltige waren! Auf der andern Seite erklärt es sich auch wohl daraus, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters unmöglich ähnliche Erscheinungen sich zeigen konnten. Die Feudalverfassungen, die nach ihrer Strenge genommen, keinen freyen Bürgerstand kannten, und keine Verschiedenheit erlaubten; wo das was man Freyheit nannte, gewöhnlich nur ein Kampf des Adels gegen die Fürsten war, der sich, wenn er mißlang in Despotismus, im entgegengesetzten Fall in Anarchie und Faustrecht auflösete, konnten für die politische Speculation keinen Platz lassen, wenn auch der Mangel an philosophischer Cultur sie nicht unmöglich gemacht hätte.

Unter den Ländern Europas aber, wo man ihr Aufleben am frühesten hätte erwarten sollen, war

unstreitig Italien das erste. Alles schien sich hier zu vereinigen, was sie veranlassen konnte. Viele kleine Staaten bildeten sich hier neben einander; es entstanden republicanische Verfassungen; allenthalben das Getreibe politischer Parteien; und daneben zu gleicher Zeit das Aufblühen der Wissenschaft und Kunst! Der Anblick, den Italien im 15. Jahrhundert darbot, mußte an das alte Griechenland erinnern. Und doch reiften hier keine Theorieen der Politik; wie sie dort in Menge reiften! Eine Erscheinung die gewiß nicht so leicht zu erklären ist!

Aber doch erklärt sie sich meines Erachtens schon dadurch, wenn man weiß, daß nie ein philosophisches System von einiger Bedeutung und großer Wirkung unter Italiänischem Himmel gedieh. Keine Nation des gebildeten Europas ist weniger Schöpferin von Systemen gewesen, als die Italiänische; und hat überhaupt weniger Sinn dafür gehabt. Bereits die Geschichte der Philosophie unter den Römern, die nichts weiter als ein Wiederhall der griechischen war, giebt davon den Beweis. In dem neuen Italien war es

nicht anders. Als die Wissenschaften wieder auflebten, hielt man sich an Plato und Aristoteles; und auch als man von den Fesseln von diesen sich loszumachen strebte, trat kein Selbstdenker auf, der Epoche in der Geschichte der Philosophie gemacht hätte. Wenn aber die Speculation überhaupt hier nicht gedieh, wie hätte die politische gedeihen sollen; sie, die ihrer Natur nach erst einer der spätern Zweige seyn kann, welche dieser Stamm zu treiben pflegt?

Desto mehr hielt sich aber der Italiäner in der Politik an das Praktische. Man hielt ihn in Europa für den feinsten und schlausten Politiker; und Politik ohne Arglist und Betrug war in seinen Augen ein Unding geworden. Gerade darin aber lag wieder ein Hauptgrund, daß keine wahre politische Speculation bey ihm gedeihen konnte. Das höchste was die Politik für ihn werden konnte, war eine Sammlung von Maximen; nie aber konnte sie bey ihm zur Wissenschaft reifen. Der einzige Schriftsteller jener Periode, der hier genannt werden muß, Macchiavelli, giebt den redendsten Beweis

von der Wahrheit dieses Satzes. Sein *Prencipe* und seine *Discorsi sopra Livio* enthalten Raisonnements dieser Art, wie sie ihm theils aus dem Studio der Geschichte, theils aus seiner eigenen Erfahrung erwuchsen. Sie enthalten die Beweise, daß das pragmatische Studium der Historie hier gedieh, und man auf dem Wege war, große Geschichtschreiber, aber nicht Theoretiker, zu bekommen.

Noch in dem ersten Viertheil des 16. Jahrhunderts brach die Reformation aus. Ich habe es versucht in dem ersten Theile dieser Sammlung zu zeigen, daß sie, und wie sie eine politische Tendenz erhielt; und welches die Folgen davon in practischer Rücksicht waren. Daß sie durch die Wirkungen die sie auf Deutschland, die Niederlande und England, lange Zeit hindurch auch auf Frankreich hatte, die Schöpferin der politischen Freyheit in Europa wurde, kann nur von denjenigen bezweifelt werden, die, wie man im Sprichwort sagt: "den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen." Sobald aber dieses erwiesen ist, so ist es auch nicht schwer zu erweisen, daß sie eben da-

durch auch die Schöpferin der politischen Speculation ward.

Indessen lag es schon in ihrem Wesen, und den ersten Wirkungen die sie hervorbrachte, daß dieses nicht nur nicht unmittelbar geschah, sondern daß es auch geraume Zeit erforderte, bis es mittelbarer Weise geschehen konnte. Die Richtung, welche sie der Thätigkeit des menschlichen Geistes gab, war auf ganz andere als politisch-speculative Gegenstände gewandt, und blieb auch noch lange darauf gerichtet. Es ist hier nicht der Ort, dieß weiter zu zeigen; wer weiß nicht, wie lange Zeit hindurch religiöse Streitigkeiten die einzigen waren, welche ein allgemeines Interesse erregten? Mit allem dem aber kann es doch befremdend scheinen, daß bey dem großen praktischen Einfluß, den die Reformation auf die Staatsverfassungen hatte, sich die Theorie derselben so wenig und so langsam entwickelte.

Ich spreche nicht von Deutschland. Hier war das Verhältniß zwischen den Ständen und zwischen dem Kayser, und was damit in unmittelbarer Verbindung stand, das Verhältniß

zwischen der protestantischen und catholischeu Partie der Hauptpunct, der zur Sprache kam, und durch das Schwerdt entschieden wurde. Aber derjenige Staat wo man dieses zuerst hätte erwarten dürfen, war die Republik der vereinigten Niederlande. Die Reformation schuf diesen Staat; das Panier der Freyheit wurde hier förmlich aufgesteckt; republicanische Grundsätze wurden und blieben die herrschenden; der neue Staat wurde auf das tiefste in das Gewebe der allgemeinen Politik verflochten; auch Wissenschaften blühten in ihm empor; und dennoch reiften für die Theorie der Politik hier keine Früchte!

Allein die Ursachen davon zeigen sich bald; wenn man die ganze Tendenz der Revolution kennt, durch welche die Republik geschaffen ward. Diese Tendenz gieng durchaus nicht auf Neuerungen in der Verfassung, sondern war diesen vielmehr geradezu entgegen. Man gieng nicht darauf aus, eine neue Staatsform zu schaffen; sondern vielmehr die alten Rechte und Freyheiten der Stände aufrecht zu erhalten. Nur gezwungen kam man dahin, sich von der Herrschaft des Kö-

nigs von Spanien los zu sagen; wiederholt suchte man sich andere Herren; und der Staat blieb nur eine Republik, weil sich keine solche fanden. Wie hätte hier, wo man auf Neuerungen in der Verfassung gar nicht dachte, sich der Keim von politischen Theorien entwickeln sollen?

Indeß mußte die Republik einen langwierigen Kampf für ihre Unabhängigkeit bestehen. Sie kam in viele Verhältnisse mit fremden Mächten, und diese Periode war überhaupt der Zeitraum der großen Kriege. Ward also gleich die Frage von der Form der Verfassungen hier nicht zur Sprache gebracht; so konnten doch die Fragen von den wechselseitigen Rechten und Verhältnissen der Staaten nicht unberührt bleiben. Die Republik besaß einen großen Bürger, der dieses Gegenstandes sich bemächtigte. Hugo Grotius schrieb sein berühmtes Werk *de jure belli et pacis*.

Für die Theorie der Staatsverfassungen war zwar durch dieses Werk, da es einem andern Gegenstande gewidmet war, nichts gewonnen. Auch

selbst die Art und Weise, wie dieser Gegenstand behandelt ist, kann in unsern Tagen dem Buche nur noch wenig Leser verschaffen. Zwar wurde der Verfasser dadurch zu einigen Untersuchungen, besonders über das Naturrecht und dessen Grundlage, geführt, ohne welche er seinen Hauptgegenstand nicht glaubte behandeln zu können. Indeß war Grotius überhaupt weit mehr Gelehrter und Literator, als philosophischer Kopf; und die Ueberladung des Werks mit Gelehrsamkeit, besonders historischer und philologischer Gelehrsamkeit, konnte ihm unmöglich vortheilhaft seyn. Dennoch aber gehört es zu den erheblichsten Werken, nicht nur seiner, sondern auch der folgenden Zeit. Es war schon ein Gewinn darauf aufmerksam zu machen, daß es ein Völkerrecht gebe, oder doch geben solle. Der große Nahme des Verfassers, der nicht blos als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, sondern auch als Staatsmann bekannt war, und mit Fürsten und Höfen in Verbindung stand, verschafte ihm auch selbst in diejenigen Kreise Eingang, wo es praktisch wirken konnte. Man konnte das ganze Werk als eine

Blüthe der Cultur des Zeitalters betrachten, die dereinst reifere Früchte versprach.

Die Religionsunruhen und Hugonottenkriege in Frankreich, gleichzeitig mit dem Ursprunge der Republik der vereinigten Niederlande, schienen durch ihre Tendenz weit mehr dazu geschickt zu seyn, zum Nachdenken über die Theorieen von Staatsverfassungen aufzumuntern. Es war hier nicht blos von Erhaltung des Alten, sondern von Neuerungen die Rede. Die Hugonottenpartie, wenn sie gleich nie eine Republik gebildet hat, hatte doch gewiß eine viel stärkere Tendenz zum Republicanismus, als die Insurgenten in den Niederlanden. Allein die Zeiten der Bürgerkriege sind nicht die Zeiten des ruhigen Nachdenkens und der Speculation. Das Getümmel, das bald in bloßes Morden ausartete, war zu wild; die Litteratur gieng beynahe gänzlich zu Grunde; und die Aufmerksamkeit, die man ihr noch schenkte, war fast ausschließend auf theologische Streitfragen gerichtet.

Dennoch trat mitten unter jenem Gewühl ein Schriftsteller auf, der damals zu viel Aufsehen

erregte,

erregte, als daß er hier mit Stillschweigen übergangen werden dürfte; Johann Bodin mit seinem Werke über den Staat *). Bodin war nicht blos Gelehrter, sondern nahm auch Antheil an den damaligen Streitigkeiten. Er sprach für die Hugonotten, deren Religion er auch anfangs zugethan war, auf dem Reichstage von Blois; genoß dennoch sehr des Wohlwollens von Heinrich III.; und kam besonders in engere Verhältnisse mit dessen jüngerem Bruder Franz von Alençon. Als politischer Schriftsteller gebührt ihm ein ausgezeichneter Platz; er vereinigt in sich den doppelten Vorzug einer großen Klarheit und Bestimmtheit der Ideen als speculativer Kopf; und eine ausgebreitete und genaue Kenntniß der ältern sowohl als neuern Staatsverfassungen. Wenn gleich der ganze Gang seiner Untersuchung einige Aehnlichkeit mit dem des Aristoteles hat; so ist er doch nichts weniger als blinder Nachbeter;

*) *Johannis Bodini de Republica* libr. VI. Das Werk erschien zuerst französisch 1576.; wurde aber darauf verbessert und vermehrt von ihm selber lateinisch herausgegeben, 1584. Bodin war gebohren 1529., und starb 1596.

und Niemand kann ihm das Verdienst absprechen, daß er die Wissenschaft weiter brachte. Einige der Hauptideen der Politik sind von ihm zuerst gefaßt, erläutert und bestimmt. Er geht aus von der Idee eines Staats, als "einer Anzahl von „Familien, deren gemeinschaftliche Angelegenhei„ten durch eine höchste Gewalt, aber recht„lich, verwaltet werden." Die höchste Gewalt besteht in dem Recht Gesetze zu geben, und sie ausführen zu lassen *). Man findet also schon bey ihm den Keim zu der Idee von der Verschiedenheit der Gewalten, den freylich erst spätere Schriftsteller sorgfältiger pflegten und ausbildeten. Er war der erste, der den Satz von der Untheilbarkeit der höchsten Gewalt oder Souverainität (maiestas) aufstellte **); woraus er die Folgerung zieht, daß die gewöhnliche Lehre von den gemischten Verfassungen auf ganz falschen Grundsätzen beruhe, da diese ohne Trennung der Souverainität nicht gedenkbar seyn. Er hat die Grenze zwischen dem

*) De republica L. II. p. 275.

**) Ebendaselbst.

was wir unumschränkte Monarchie nennen, (regia potestas), und zwischen Despotismus und Tyranney schärfer gezogen, als seine Nachfolger *). Er hat endlich das große Verdienst, eine der wichtigsten Wahrheiten der Politik in ihr Licht gestellt zu haben, die einer seiner Lieblingssätze ist; "daß „von der Form der Verfassung sich gar nicht geradezu auf den Geist der Verwaltung zurückschließen lasse; und daß selbst in einem monarchischen Staat dieser sehr republicanisch, so wie „in einer Republik sehr despotisch seyn könne" **). Endlich war er der erste, der, weit entfernt Eine Verfassung als ein vollkommenes Ideal aufzustellen, das für alle paßte, ausführlich die Rücksichten entwickelte, die nach der Verschiedenheit des Climas, der körperlichen und geistigen Anlagen bey den verschiedenen Nationen, der Gesetzgeber zu beobachten habe ***). Ein Abschnitt reich an Bemerkungen, deren selbst Montsquieu sich nicht

*) L. II. p. 313 sq.

**) L. II. p. 305 sq.

***) L. V. p. 757 sq.

zu schämen hätte, dessen würdiger Vorläufer er war.

Ungeachtet dieser und anderer unleugbaren Vorzüge indeß, ungeachtet der hohen Achtung deren das Werk von Bodin bey den Bessern seiner Zeitverwandten genoß *), hat es doch nicht die praktische Wichtigkeit erhalten, die es verdiente. Der Saame, den es ausstreute, fiel auf einen Boden, der noch zu wenig vorbereitet war, als daß er in demselben hätte aufgehen und gedeihen können. Die oben gemachte Bemerkung, daß die politische Speculation sich nur in Verbindung mit der Philosophie überhaupt erhalten kann, bestätigt sich hier auf eine merkwürdige Weise. Die Nation war noch nicht reif dafür.

Auch die zunächst folgende Periode des siebzehnten Jahrhunderts war in Frankreich nicht von der Art, daß sich eine solche Reife leicht erwarten ließ. Als einmal die Hugonotten unterdrückt, oder doch entwafnet waren, gründete Richelieu die königliche Allgewalt, und Ludwig XIV. be-

*) Man findet die Zeugnisse von de Thou u. a. in dem Artikel Bodin gesammlet bey Bayle.

festigte sie, ohne daß sie bey der Nation weiter Widerstand gefunden hätte. Wäre auch der Geist der politischen Untersuchung durch Zufälle bey Einzelnen aufgeweckt, wo hätte er hier seine Nahrung gefunden? Unmöglich war dieses bey einem Volke zu erwarten, das die Fesseln, die man ihm anlegte, nicht nur geduldig sich anlegen ließ, sondern — des Ruhms weit mehr als der Freyheit bedürftig — selbst stolz auf sie wurde.

So werden wir also nach einem andern Lande geführt, wo unter einem Zusammenfluß günstigerer Umstände die Theorie der Politik nicht nur entwickelt ward, sondern auch einen großen praktischen, jedoch keinesweges zerstörenden, sondern vielmehr erhaltenden, Einfluß bekam, nach England. Es würde hier fast allein genannt werden müssen, hätte nicht einer der kleinsten Staaten Europas, den jetzt, fast unbemerkt, der Abgrund der Revolution verschlungen hat, hätte nicht Genf ihm in dieser Rücksicht gewissermaßen den Rang streitig gemacht.

Wenn in England für Ausbildung der Theorie der Politik mehr als anderswo geschah,

so lagen die Gründe davon auch in den äußern Verhältnissen; und man muß, um sie zu entdecken, einige Blicke in die Geschichte der Verfassung dieses Landes werfen. Sie war so gut wie in den andern Europäischen Ländern in ihrem Ursprunge eine bloße Feudalverfassung, die von Wilhelm dem Eroberer, als er 1066. das Land einnahm, in ihrer ganzen Stärke hier eingeführt wurde. Diese Verfassung verfiel freylich auch hier, so wie sie in andern Ländern verfiel, indem die Vasallen, begünstigt von den Zeitumständen, schon unter den nächsten Nachfolgern von Wilhelm sich große Freyheiten bewilligen ließen, und auch nachmals jeden günstigen Zeitpunct dazu benutzten, bis sie (1213.) das Hauptpalladium ihrer Freyheit, die *magna charta* erpreßten; aber in welchem andern Lande von Europa hätte sich nicht öfters der Adel seinem Könige mit den Waffen in der Hand widersetzt? Auch war es weder die Entstehung eines Bürgerstandes, noch die bloße Zulassung seiner Deputirten zu dem Parlement, oder ständischen Versammlung, welche der Brittischen Verfassung ihre

Eigenthümlichkeiten gab; denn alle jene Erscheinungen zeigen sich ja auch in Frankreich sowohl als den Spanischen Reichen. Die Ursachen lagen vielmehr in der verschiedenen Form die der Adel hier erhielt, in den verschiedenen Verhältnissen desselben gegen den Bürgerstand, und die dadurch möglich gewordene Bildung des Unterhauses in seiner spätern Gestalt. Man sollte glauben in einer, von so vielen und so großen Schriftstellern bearbeiteten, Geschichte würde alles dieses völlig im Klaren seyn; gleichwohl fehlt daran sehr viel, und es wird auch nie ganz ins Klare gebracht werden können. In der frühern Geschichte des Brittischen Parlements, besonders wie es im 13. Jahrhundert seine Form erhielt, läßt sich keinesweges alles so documentiren, wie man wünschen und glauben möchte. Allein man wird sich darüber nicht wundern, sobald man weiß, daß auch in England so wie in den andern Staaten des Mittelalters alle große Institute nicht auf einmal, nach einer vorgeschriebenen Norm, sondern almählig, nach zufälligen Umständen

und Bedürfnissen, sich formten; daß sehr viel daran fehlte, daß dasjenige, was späterhin höchst wichtig ward, gleich anfangs es gewesen wäre, oder zu seyn geschienen hätte; und daß also auch die gleichzeitigen Annalisten es unmöglich der Mühe werth halten konnten, aufzuzeichnen. So wie mit vielen andern Einrichtungen des Mittelalters, ist es also auch mit der Geschichte des Britischen Adels und des Parlements. Die Absonderung des höhern Adels, (der *Peers*), von dem niedern, geschah auch in andern Ländern Europas; aber in keinen andern Ländern dieses Welttheils verschmolz sich so der niedere Adel mit dem Bürgerstande, daß er in der Versammlung der Stände des Reichs von jenem sich abgesondert und mit diesem sich zu Einem Hause verbunden hätte. Wenn aber die Fragen aufgeworfen werden: Wie denn die Trennung des hohen und niedern Adels eigentlich geschah? Wie es kam, daß der niedere Adel statt persönlich zu erscheinen, Deputirte schickte, die nach den Grafschaften gewählt wurden? Wann dieses Sitte wurde? Wann die Städtedeputirte zuerst anfiengen zu erschei-

nen, (nicht wann dieß zuerst von den Annalisten erwähnt wird?) Und endlich: Wie und wann die Deputirten der Grafschaften mit den Städtedeputirten sich zu Einem Corps vereinigten? — So können selbst die sorgfältigsten Forscher der Brittischen Geschichte darüber nicht viel mehr als wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen; wobey aber sehr viel fehlt, daß sie ihre Meinungen historisch documentiren könnten. Man braucht auch nur die sehr verschiedenen Vorstellungsarten, die sich bey den Brittischen Geschichtforschern selber über die ältere Geschichte ihrer Verfassung finden, zu kennen, um sich von der hier herrschenden Ungewißheit zu überzeugen. Hat es doch Schriftsteller vom ersten Range gegeben, die in allem Ernst sagen konnten, die Britten hätten ihre Freyheit schon mit aus den Wäldern gebracht!!

Ohne über diese Gegenstände hier in tiefere Untersuchungen hineinzugehen, die hier nicht an ihrem Platze seyn würden, reicht es hin, zu bemerken, daß die Brittische Constitution nach ihren Hauptformen sich schon lange gebildet hatte, ohne daß deswegen England sich eines höhern Grades

von politischer Freyheit, als andere Staaten Europas, hätte rühmen können. Es gab ein Oberhaus, bestehend aus den geistlichen und weltlichen Peers, und ein Unterhaus, bestehend aus den Deputirten der Grafschaften und Städte; aber was war dieses Parlement, nicht nur vor den Zeiten der Tudors, sondern auch noch selbst unter diesen gewöhnlich mehr, als ein Instrument in den Händen der Regierung, dessen sich ein Heinrich VII., der VIII. und auch Elisabeth, vortreflich zu bedienen wußten, um zu thun was sie wollten? So zeigte es sich auch hier, wie wenig man von der Form einer Verfassung auf ihren Geist zurückschließen darf! Indessen war doch diese Form hier besser, fester und bestimmter, als anderswo; es bedurfte nur eines Zusammenflusses günstiger Umstände, um sie zu beleben, und der Nation selber einen Geist der Freyheit einzuhauchen.

Dieß geschah durch die Reformation. Durch sie ward nicht nur die Lehre geändert, sondern auch unter und durch Elisabeth die politische Größe Englands gegründet; und eben dadurch der

Nationalgeist geweckt *). Aber da diese Größe nicht aus der Constitution unmittelbar hervorgieng, so bedurfte es auch noch innerer Stürme, wodurch diese nicht nur erschüttert, sondern auf einige Zeit selbst zertrümmert ward, bis man ihren ganzen Werth fühlen lernte, und seit ihrer Wiederherstellung, indem man sie durch ein unauflösliches Band an die Religion knüpfte, als das Palladium der Freyheit betrachtete.

Die Geschichte jener Unruhen, die den Bürgerkrieg herbeyführten, den Thron stürzten, und mit seiner Wiederaufrichtung endigten, ist bekannt genug, um hier blos angedeutet zu werden. Sie interessiren hier nur aus dem einzigen Gesichtspuncte, die Ursachen aufzufinden, weshalb sie mehr als die ähnlichen Unruhen in andern Ländern das Aufkeimen der politischen Speculation begünstigten; so daß einige ihrer edelsten Früchte hier reifen konnten?

*) Ich beziehe mich hier auf das, was ich hierüber in meiner Abhandlung: über die politischen Folgen der Reformation, im Ersten Theile dieser Sammlung, gesagt habe.

Dieser Grund liegt meines Erachtens offenbar in dem Umstande, daß die innern Unruhen und Kriege in England nicht blos so wie in andern Ländern durch praktische Veranlassungen herbeygeführt, sondern gleich vom Anfang an durch einen theoretischen Streitpunct veranlaßt wurden, der nothwendig zu weiterer Untersuchung leiten mußte.

Als die Stuarts nemlich den Brittischen Thron bestiegen (1603), brachten sie einen Grundsatz mit auf denselben, der so gut wie erblich und unausrottbar in ihrem Hause blieb, und den Jacob I. unvorsichtig genug war, bey jeder Gelegenheit, und selbst öffentlich im Parlament aufzustellen. Nemlich den Grundsatz: "daß die „königliche Gewalt von Gott herstamme; daß „sie eben deshalb an sich unumschränkt sey, oder „doch seyn solle; daß das, was man Rechte des „Volks und des Parlaments nenne, gar keine „eigenthümliche Rechte, sondern nur Bewilligun„gen, nur Privilegien seyn, die ihm von den „Königen seyen ertheilt worden; daß es daher „auch in der Macht der Könige stehe, diese Pri-

„vilegien wieder zurück zu nehmen, so wie sie „sie gegeben hätten." Diese Grundsätze standen aber in einem geraden Widerspruche mit denjenigen Ideen, die durch die Reformation in Umlauf gesetzt waren, und die bey derjenigen Partie, die eben damals anfing, sich in England so sehr auszubreiten, der Presbyteriner oder der strengen Reformirten (Puritaner), die bey ihrer Religionsverfassung an republikanischen und selbst democratischen Grundsätzen hiengen, und daher sehr geneigt waren, diese auch auf die politische Verfassung zu übertragen, den meisten Eingang gefunden hatten. Elisabeth hatte von ihrer Gewalt wohl keine geringern Begriffe gehabt, als die beyden ersten Stuarts; sie hatte praktisch unumschränkter geherrscht, wie sie; sie hatte aber nicht die Thorheit begangen, solche Lehrsätze zur Schau zu stellen, wie der Pedant Jacob I. es that; und Dinge zur Sprache zu bringen, welche die Herrscher ihrem eignen Interesse gemäß, als Geheimnisse, als die *arcana dominationis*, behandeln sollten.

Diese Grundsätze, und die dadurch entstehenden Collisionen zwischen König und Parlament; waren der Zunder zu der Flamme der innern Unruhen und Bürgerkriege, welche jetzt in England ausbrachen. Sie führten Carl auf das Blutgerüst, und stürzten den Thron um. Aber auch selbst, als dieser wieder aufgerichtet wurde, glimte deswegen doch das Feuer unter der Asche fort. Diese Wiederaufrichtung des Throns war mehr ein Werk des Partheygeistes, und der durch den Druck der herrschenden Anarchie und des militärischen Despotismus veränderten Stimmung der Nation, als der ruhigen Vernunft. Der Augenblick, den man hätte nutzen sollen, den Mängeln in der Form der Constitution abzuhelfen, blieb ungenutzt: und Carl II. bekam die königliche Gewalt ohne weitere Bestimmung, so wie seine Vorfahren sie gehabt hatten. Aber leider! war er derselben um vieles weniger würdig, als sein unglücklicher Vater! Auch Er hieng jenen Grundsätzen an, die diesem das Leben gekostet hatten; und sein Hang zum praktischen Despotismus war um vieles größer, als der seines Vaters. Aber

wozu bedürfte es hier einer weitern Auseinandersetzung jener Versuche zur Einführung des Papismus und der Tyranney, die seinem Bruder den Thron kosteten, deren Erzählung man in jeder Geschichte findet?

Indem nun aber unter solchen Umständen die innere Gährung fortdauerte; indem das bisherige Gewühl der Factionen in die Partheyen der Whigs und Torys sich auflößte; indem zugleich unter Carl II. ein Zeitalter eintrat, wo die Litteratur aufblühte, und des Bücherschreibens in England viel mehr wurde, war es kaum anders zu erwarten, als daß auch die politische Speculation, in einem Lande und in einem Zeitalter, wo sie so viele Nahrung fand, gedeihen würde; und diese Erwartung ward auch keinesweges getäuscht.

Aber da diese Speculation unmittelbar aus dem praktischen Leben hervorgieng, so war es auch unvermeidlich, daß sie davon die Spuren an sich tragen mußte. Man debattirte über diejenigen Fragen, auf welche man durch die Zeitum-

stände geführt ward; und die also eine unmittelbare praktische Wichtigkeit hatten. Und diese Fragen lassen sich im Grunde alle auf eine einzige reduciren: ob die königliche Gewalt unumschränkt seyn solle, oder nicht? Also mit andern Worten: ob die höchste Gewalt bey dem Könige, oder bey der Nation sey? — Bey Fragen von so hoher praktischer Wichtigkeit konnte Niemand leicht gleichgültig bleiben, der einige Liebe für sein Vaterland hatte; und die Heftigkeit, mit der dieser Streit geführt wurde, darf uns also nicht wundern!

Es ist, wenn man mit den Schriftstellern der damaligen Zeit nicht bekannt ist, kaum zu glauben, wie weit die Verfechter der königlichen Autorität ihre Behauptungen trieben, und mit welchen Gründen sie sie unterstützten! Es muß hier zunächst einer von ihnen erwähnt werden, der zwar längst der verdienten Vergessenheit übergeben ist, aber der hier deshalb nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil seine Schrift unter dem Titel: *Patriarcha, or the natural*

tural power of Kings *) den größten Schriftstellern von der andern Seite gleichsam zum Wetzstein dienten, an dem sie ihr Genie schärften. Gerade das Uebertriebene, und zum Theil Lächerliche, der Behauptungen von Filmer und seines Gleichen trug am meisten dazu bey, die Sache, welche sie vertheidigten, fallen zu machen. Da sie die königliche Gewalt unmittelbar von Gott ableiteten, so kam es darauf an, dieß historisch zu deduciren. Sie nahmen also zu der Geschichte des Volkes Gottes ihre Zuflucht; da aber unglücklicherweise die königliche Gewalt auch bey diesem nur bis zu einem gewissen Zeitpunct reichte, so giengen sie zu den Patriarchen zurück, und behaupteten, daß bereits Abraham, also auch Noah, und endlich Adam Könige gewesen seyn. Und um dieses darzuthun, suchten sie zu zeigen, daß die königliche Gewalt aus der väterlichen entstanden oder hervorgegangen sey; und demnach die Könige, als Väter ihrer Völker, auch eine

*) Sie macht einen Theil aus seiner Abhandlungen: *Political discourses of Rob. Filmer, Baronet*, Lond. 1682.

eben so unumschränkte Herrschaft über ihre Unterthanen, als jene über ihre Kinder, ausüben könnten. Da aber alle Kinder durch ihre Geburt schon in der väterlichen Gewalt stehen, so folge daraus, daß kein Mensch frey gebohren werde; und da also die väterliche Gewalt auf die Könige übergegangen sey, so stehen auch die Menschen durch ihre Geburt unter dieser ihrer Gewalt, und zwar ohne alle Beschränkung, so daß sie als ihr Eigenthum gebohren würden. Auf diesem Wege gelangte Filmer zu der Folgerung, daß er den unbeschränktesten Despotismus als rechtmäßig vertheidigte; so daß sowohl die Personen als auch die Güter der Unterthanen nichts weiter als Eigenthum der Könige seyn, worüber sie nach Belieben schalten und walten könnten; eben deshalb also jede Widersetzung der Unterthanen Rebellion sey; und in keinem Falle ein König seiner Herrschaft entsetzt werden könne.

Die Absurditäten in diesen Behauptungen würden auch ohne die Gegner diese Theorie bald haben fallen machen. Aber unter den Vertheidigern der unumschränkten Gewalt trat noch ein

anderer Mann auf, der seinen Platz unter den ersten Denkern durch alle Jahrhunderte behaupten wird; und der seine Meinung mit ganz andern Waffen verfocht als Filmer, Thomas Hobbes. Von seinen Schriften, die das Gebiet der Philosophie umfaßten, gehören hierher sein Buch *de cive* und sein *Leviathan* *).

Wenn Hobbes als der Vertheidiger der unumschränkten königlichen Gewalt auftrat, so mochte allerdings in seinen äußern Verhältnissen dazu einige Veranlassung liegen. Er war nicht nur der königlichen Partie ergeben, sondern war auch der Lehrer von Carl II., als dieser unter Cromwell sich in Frankreich im Exil befand. Indeß gieng dieser äußere Einfluß gewiß nicht weiter, als daß seiner ganzen Art die Dinge anzusehen durch die

*) Das Buch de cive macht den dritten Abschnitt seiner *Elementa philosophiae* aus. — Der Leviathan, sive *de materia forma et potestate civitatis* ist nur eine weitere Ausführung davon. Hobbes war gebohren 1588. und starb erst 1679. Seine Elementa erschienen zuerst 1650, und der Leviathan 1651; also in der Periode von Cromwell. — Gesammlet erschienen seine Werke zuerst 1668.

Begebenheiten der Zeit und seine eignen Schicksale eine gewisse Richtung gegeben war; großes Unrecht aber würde man ihm thun, wenn man ihn der Schmeicheley und Gleißnerey verdächtig halten wollte. Er erscheint vielmehr als einer der consequentesten Denker, der nie eine Behauptung aufstellte, die er nicht mit aller der Schärfe glaubte beweisen zu können, die zu ihrer Gewißheit erforderlich war.

Hobbes machte in der Theorie der Politik schon dadurch Epoche, daß er der erste war, der sie auf das Naturrecht, und dem sogenannten Naturstand, zu gründen suchte. Diese Idee von einem Naturstande, (wie verschieden er auch geschildert wurde,) aus dem heraus die Menschen zu einem rechtlichen Zustande in der Gesellschaft fortgegangen seyn, lag bey allen den nachfolgenden Theoretikern bis auf Rousseau herunter, zum Grunde; und hat, durch das Willkührliche, das man in die Idee hereintrug, nicht wenig dazu beygetragen, die Theorie zu verwirren.

Will man unter dem Naturstande sich den Zustand der Menschen außer dem Staat, oder der bürgerlichen Gesellschaft, denken, so ist es allerdings keinesweges zu leugnen, daß es Völker gegeben hat, und noch giebt, die sich in einem solchen Stande, also wenn man es so nennen will, im Naturstande, befinden. Aber um hier die Grenzlinie zwischen Staat und Naturstande zu ziehen, ist, wie jeder leicht sieht, durchaus erforderlich, daß man sich darüber verständigt, was der wesentliche Character des Staats sey, und wann also Menschen in bürgerlicher Gesellschaft leben. Die Theoretiker suchen diesen gewöhnlich in dem Besitze der Souveränität, sey es, daß diese entweder von dem Volke selber ausgeübt wird, oder daß die Ausübung an Einen oder Einige übertragen ist. Allein mit dieser Bestimmung reicht man praktisch bey dem Studio der Geschichte gar nicht aus. Es giebt eine Menge Völker, auf welche jener Charakter paßt; und von denen doch kein Mensch sagen kann, daß sie einen Staat bilden, und in bürgerlicher Gesellschaft leben. Alle große Hirtenvölker sind

sind, oder waren wenigstens, im Besitz der Souverainität, als unabhängige Völker, und hatten in ihrer Mitte Stammhäupter als Beherrscher, denen die Ausübung übertragen war; und doch wird Niemand behaupten wollen, daß die Calmücken, die Kirgisen und Arabischen Beduinen einen Staat (*civitas*), bilden. Ein solcher kann in dem Sinne, wie wir in der Geschichte diesen Ausdruck brauchen, nur von einem Volke (gleichviel wie groß oder klein) gebildet werden, das Eigenthümer und Bewohner (letzteres im eigentlichen Sinne des Worts) eines bestimmten Landes ist. Oder mit andern Worten: feste Wohnsitze und Landeigenthum bilden den zweyten nothwendigen Character jedes Staats, in der praktischen Bedeutung des Worts. Der Grund davon liegt darin, weil das ganze Institut, das wir Staat nennen, erst durch Grundeigenthum praktisch möglich wird. Der erste (wenn gleich nicht der alleinige) Zweck des Staats ist Sicherheit des Eigenthums. Nun können zwar so gut bewegliche als unbewegliche Güther Eigenthum seyn; aber erst da wo die letz-

tern es sind, erscheint das Eigenthumsrecht nicht nur in seiner vollen Wichtigkeit, sondern wird auch erst das Bedürfniß recht fühlbar, die Formen desselben durch Gesetze zu bestimmen, weil erst hier ein seiner Natur nach immer dauernder Gegenstand des Eigenthums statt findet. Mag also auch in der Theorie ein Staat gedenkbar seyn ohne Landeigenthum, so wird sich doch in der Wirklichkeit nimmermehr ein solcher ohne dasselbe bilden können. Die Vernachlässigung dieser Wahrheit hat aber am meisten dazu beygetragen, die politischen Theorieen zu leeren Hirngespinsten zu machen; denn was ist eine Theorie anders, so bald man diejenigen Bedingungen übersieht, ohne welche keine praktische Anwendung derselben statt findet?

Einen Beweis davon sieht man bey der Idee von dem Naturstande, und den Anwendungen die davon gemacht werden. Soll dieser Naturstand dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft entgegengesetzt werden, und kann dieser letztere Stand erst da entstehen, wo es Landeigenthum und feste Wohnsitze giebt; so werden wir unstreitig

annehmen müssen, daß alle diejenigen Völker im Naturstande leben, denen jene Einrichtungen noch fehlen. Allein es folgt alsdann auch unmittelbar daraus, daß dieser Naturstand alle die verschiedenen Zustände umfaßt, die vor der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft da seyn können. Zwischen diesen findet aber schon eine gewaltige Abstufung statt, wie jeder weiß, der nur einige Blicke in die Geschichte der Menschheit geworfen hat. Also mit andern Worten: der Begrif eines Naturstandes ist ein blos negativer Begrif, in so fern er das Daseyn der bürgerlichen Gesellschaft ausschließt; aber gar kein positiver Begrif, in so fern er als solcher einen bestimmten Zustand bezeichnen sollte.

Allein darauf nahmen die Theoretiker keine Rücksicht. Jeder betrachtete seinen Naturstand als etwas positives, und entwarf also ein Bild davon — nach Belieben. Kein Wunder, daß diese Bilder sich so unähnlich sehen! Hobbes machte damit den Anfang. Nach ihm leben die Menschen im Naturstande in einer beständigen Feindschaft. Die Menschen sind in diesem Zu-

stande sich alle einander gleich, da sie wechselseitig eine Macht haben, nicht nur sich zu befehden, sondern auch sich umzubringen. Sie alle haben den Willen sich zu beleidigen, und werden sich also beleidigen. Es wird also ein Krieg aller gegen alle entstehen; sie schweben alle in beständigen Gefahren; da der Schwächere dem Stärkern unterliegen muß. Es ist indessen natürlich, daß man gegen diese Gefahren sich zu schützen sucht; ja es fällt in die Augen, daß nicht nur der einzelne Mensch, sondern daß auch das Menschengeschlecht überhaupt nicht erhalten werden könne bey einem allgemeinen Kriege, der ein ewiger Krieg bleiben muß. Weil die Menschen dieses einsahen, so giengen sie aus diesem Zustande heraus, und errichteten einen rechtlichen Zustand, die bürgerliche Gesellschaft; die also eine Tochter der Furcht war.

Auf diese Hypothese, deren Unbestimmtheit und Grundlosigkeit aus den oben gemachten Bemerkungen erhellen wird, bauete Hobbes seine politische Theorie. Der zweyte Schritt führte zu einer neuen Hypothese. Aus diesem

Naturstande konnte man in den rechtlichen Zustand nur durch einen Vertrag übergehen; und daher der seitdem so wichtig gewordene Satz: der Staat ist auf einen Vertrag gegründet. Dieser Vertrag nemlich bestand darin *), daß Alle übereinkamen: ihren Privatwillen dem Willen von Einem (sey es der Wille eines Individuums, oder einer Versammlung) zu unterwerfen, dessen Wille also allgemeiner Wille wird. Derjenige also, sey es Einer oder eine Versammlung, die diesen ausübt hat die höchste Gewalt, oder die Majestät; er ist Oberherr oder Regent; die andern Unterthanen. So bald einmal an einen Regenten die höchste Gewalt übertragen ist, sind ihm eben dadurch alle Privatwillen untergeordnet; er ist nicht an die Gesetze, die diese machen möchten, gebunden; er vereinigt in sich die höchste ausübende, richterliche, und gesetzgebende Gewalt; er ist also durchaus unumschränkt **), und zugleich unverletzlich und un-

*) *De cive* V, 6. Submissio voluntatum omnium unius voluntati.

**) imperium absolutum. *De cive*, Cap. VI, 13. Für die

strafbar. Auch kann die ihm ertheilte Gewalt ihm nicht wieder genommen werden; denn so bald das Volk sie übertragen hat, bleibt es keine moralische Person mehr, sondern nur ein Aggregat von Individuen. Zwar kann diese höchste Gewalt Einem, oder Einigen, oder dem größesten Theile übertragen werden; und mit der Theorie von Hobbes können also Aristocratie und Democratie so gut wie die Monarchie, jede dieser Staatsformen aber nur unumschränkt, bestehen; allein Hobbes sucht alsdann darzuthun, daß die Monarchie bey weitem vorzuziehen sey; und ward also auf diesem Wege nicht nur der Vertheidiger von dieser überhaupt, sondern von ihr in so fern sie unumschränkt ist. Denn da die höchste Gewalt nicht getheilt werden kann, ohne in einen Widerspruch zu verfallen, so kann es auch keine sogenannte gemischte Verfassung geben; es ist aber weit besser, daß sie bey Einem als bey Mehrern

ausübende Gewalt hat Hobbes noch keinen allgemeinen Ausdruck, sondern characterisirt sie nur nach einzelnen Hauptacten der Regierung.

ruht, wie Hobbes theils aus historischen, theils aus Vernunftgründen darzuthun sich bestrebet.

Dies sind die Hauptsätze des Systems von Hobbes. Er ist ohne allen Zweifel der Vater der politischen Speculation unter den Neuern. Kein anderer hatte vor ihm so scharf, so consequent über diese Gegenstände raisonnirt wie Er. Er erhob sich über die Erfahrung: setzte einen Begrif des Staats fest, und folgerte aus diesem. Sein System ruhete auf den drey Sätzen: 1) Die höchste Gewalt ist untheilbar. 2) Die höchste Gewalt kann übertragen werden. 3) Sie kann aber nur ungetheilt übertragen werden. Das Gegentheil von dem zweyten Satze, nemlich, daß die höchste Gewalt nicht übertragen werden könne, sondern unveräußerlich sey, behauptete späterhin Rousseau. Ihn mußte deshalb sein Weg schlechterdings zu der Democratie, als der einzigen rechtlichen Verfassung, führen; wogegen Hobbes auf dem seinigen, wie schon gezeigt ist, zu der unumschränkten Monarchie und Aristocratie gelangte, ohne jedoch die Democratie auszuschließen; aber als rechtliche Verfassung

mußte nach seinen Grundsätzen jede derselben nothwendig unumschränkt seyn.

Wenn sich Hobbes als Denker so weit über alle andere politische Schriftsteller seiner Zeit, so wie überhaupt des 17ten Jahrhunderts erhob, so hätte man wohl erwarten dürfen, daß er auch den größten praktischen Einfluß erhalten hätte. Allein dies geschah keinesweges. Freylich hätte seine Autorität von selbst fallen müssen, da die Verfassung seines Vaterlandes eine ganz andere Ausbildung erhielt, als seine Grundsätze sie forderten. Aber auch selbst von den Vertheidigern der unumschränkten königlichen Gewalt wurde er gewöhnlich nicht zuerst genannt und obenangesetzt. Der vorher erwähnte Filmer, so unermeßlich tief er auch unter Hobbes stand, erhielt doch eine viel größere Autorität; so daß selbst die ersten Köpfe der Gegenpartie gegen ihn, und nicht gegen Hobbes, schrieben. Der Grund davon scheint mir darin zu liegen, daß das Werk von Filmer weit mehr mit dem damals herrschenden Geiste des Zeitalters harmonirte, als das von Hobbes. Der letztere ragt als Den-

ker so weit über sein Zeitalter hervor, daß er allein stand; man war an ein solches abstractes Denken und Deduciren aus Begriffen gar nicht gewöhnt. Dagegen hatte Filmer Politik und Religion mit einander in Verbindung gesetzt; und seine Autoritäten aus der Bibel und der Geschichte des alten Testaments hergenommen. Dieß war aber der damals allgemein herrschende Ton. Und so konnte sein Geschwätz weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als das philosophische Raisonnement von Hobbes.

Ich halte es für überflüssig, mich bey andern weniger bekannten Schriftstellern, die als Vertheidiger der unumschränkten Gewalt, erschienen, aufzuhalten, da die Theorie keine wesentliche Fortschritte durch sie machte; und ich nichts weniger als eine Litteratur der Politik zu geben Willens bin. Vielmehr gehe ich von den Vertheidigern der unumschränkten Monarchie in jenen Zeiten in England jetzt zu den Vertheidigern der freyen Verfassung fort; unter denen gleichfalls vorzugsweise zwey hier genannt werden müssen, Algernoon Sidney, und John Locke.

Beyde schrieben zunächst gegen Filmer; aber beyde blieben auch nicht dabey stehen ihn zu widerlegen.

Algernoon Sidney war einer der stark prononcirten Charactere, wie sie aus den Stürmen der Revolutionen nicht selten hervor zu gehen pflegen *). Seit seinen Jünglingsjahren enthusiastischer Verehrer der Freyheit, fand er in den Begebenheiten der Zeit reichliche Nahrung für seinen Geist; durch die Verfolgungen, die ihn trafen, ward er in seinen Grundsätzen nur noch mehr bestärkt. Viele Jahre mußte er im Exil herumirren; und als er endlich in sein Vaterland zurückkehren durfte, fand er bald, anerkannt unschuldig, seinen Tod auf dem Blutgerüste. Sein oft wiederholter Wahlspruch:

— — Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem,

drückt seine Grundsätze und seinen Character

*) Er war gebohren 1622, und ward, des Hochverraths angeklagt, 1683 enthauptet, ohne daß man ihm irgend etwas hätte beweisen können. Unter Wilhelm III. ist das Urtheil cassirt, und er feierlich gerechtfertigt worden.

wahrer und lebendiger aus, als eine lange Schilderung es vermöchte.

Sidney schrieb seine berühmten *Discourses on government* zunächst um Filmern zu widerlegen, und diese polemische Tendenz läßt also schon im voraus erwarten, daß sein Werk kein System der Politik werden konnte. Er war überhaupt kein wissenschaftlicher Kopf, der für die tiefere Speculation geschaffen gewesen wäre. Seine Politik drehte sich um eine Anzahl Lieblingssätze, die er bald durch Vernunftgründe, bald aus der Geschichte zu beweisen suchte. Er widerlegt daher zuerst die Behauptung Filmers, daß die königliche Gewalt von Gott abstamme. Vielmehr überließ Gott zugleich den Menschen die Wahl ihrer Staatseinrichtungen. Es ist also der Natur gemäß, daß Völker sich selber regieren, oder auch Regierer sich wählen. Alle Gewalt der Obrigkeit (*magistratical power*), wenn sie rechtlich seyn soll, kommt daher von dem Volke; und die Regierung wird nicht zum Besten des Regierenden, sondern der Regierten errichtet. Wie groß aber die Macht der Obrigkeiten ist, hängt

von den Gesetzen jeder Nation ab, die sie sich selber giebt. So wie jedes Volk aber das Recht hat sich eine Staatsform zu geben, so kann es auch dieselbe wieder abändern oder aufheben. Es versteht sich also von selber, daß er nach diesen Grundsätzen zwar wohl eine Monarchie, als eine rechtliche Verfassung, anerkennen konnte. Allein wenn er gleich die monarchische Form nicht verwirft; so verhehlt er es doch im mindesten nicht, daß er sie der republikanischen weit nachsetzt; deren Vortheile er ausführlich, wiewohl zum Theil mit schwachen Gründen, darzuthun sich bemüht.

Die Theorie der Politik hat, wie man aus dieser kurzen Darstellung leicht sieht, durch Sidney keine irgend erhebliche Fortschritte gemacht. Er gehörte aber zu den muthvollsten Vertheidigern der Freyheit; und da er schuldlos auf dem Blutgerüste starb, so wurde sein Andenken unvergeßlich. Was sein Werk betrift, das erst nach seinem Tode unter Wilhelm III. gedruckt werden konnte, so kann man wohl mit Wahrheit sagen, daß hier mehr der Nahme das Werk, als

das Werk den Nahmen verewigt hat. Es ist nie vergessen worden; aber nie zählte man es doch zu den classischen Werken der Nation. Die Form erlaubte dieß nicht; theils war es die polemische Tendenz, die, als Filmer in Vergessenheit gerieth, auch ihm das Interesse rauben mußte; theils verrieth aber auch die Weitschweifigkeit und der Mangel philosophischer Ordnung den wenig geübten Denker und Schriftsteller. Hat Algernoon Sidney also dazu beygetragen, den Freyheitsgeist seiner Nation zu erhalten, so hat er es mehr durch sein Leben und seinen Tod, als durch seine Schriften gethan.

Aber ganz anders verhielt es sich mit dem Manne auf den wir jetzt kommen, und dessen Nahme schon oben genannt ist, John Locke *). Er gehört zu denen, die den größten praktischen Einfluß auf die Bildung der Nation gehabt haben, und selbst noch fortdauernd haben. Denn, wie man auch über ihn als Denker urtheilen

*) Er war gebohren 1632. brachte einen Theil seines Lebens im Auslande, besonders in Frankreich, zu; und starb 1704.

mag, so ist es doch gar nicht zu leugnen, daß er es war, der der philosophischen Cultur der Engländer ihre Richtung gab.

Von seinen Schriften gehören hier seine *two Treatises of government* her *). Die erste dieser beyden Schriften ist, wie schon der Titel es aussagt, gleichfalls eine Widerlegung von Filmer. Indeß blieb Locke nicht dabey stehen, sondern suchte in dem zweyten Theile eine Theorie des allgemeinen Staatsrechts aufzustellen; und dieser zweyte Theil ist es daher auch, der uns der wichtigste seyn muß.

Auch Locke geht hier von dem Naturstande aus, so wie Hobbes es gethan hatte. Allein das Willkührliche, das man, wie oben gezeigt ist, in diesen Begrif hineingelegt hatte, zeigte sich jetzt schon deutlich dadurch, daß Locke ein ganz anderes Bild von jenem Stande ent-

*) *Two treatises of government. In the former the false principles and foundation of Sir Rob.* Filmer, *and his followers are detected and overthrown. The latter is an essay concerning the true original, extent, and end of civil government.*

warf, als Hobbes. Wenn diesem der Naturstand ein beständiger Krieg Aller gegen Alle war, so unterwirft dagegen Locke in diesem Stande die Menschen dem Naturgesetze, das jedem nicht nur befiehlt, sich selber zu erhalten, sondern auch jeden verhindert, Andern Schaden zuzufügen, oder gar sie des Lebens zu berauben; das endlich dem Beleidigten das Recht giebt, zu seiner Erhaltung sich zu vertheidigen, und den Beleidiger in so weit zu strafen, daß er sich Ersatz verschaft, und dieser seine Beleidigungen nicht wiederhohlen kann, oder daß man vor denselben gesichert ist. Ungeachtet also im Naturstande alle Menschen frey, und alle sich gleich sind, wie er gegen Filmer und Hobbes darthut, so hat doch in so fern jeder über den Andern eine ursprüngliche Gewalt, als erfordert wird, um die Uebertreter des Naturgesetzes zu der Beobachtung desselben zu nöthigen, und also das Naturgesetz selber aufrecht zu erhalten. Der Naturstand war also ihm zu Folge der Stand, wo die Menschen unter keiner andern Herrschaft als der der Vernunft leben. Gedenkbar ist ein solcher Zu-

stand allerdings; allein so lange die Menschen keine rein vernünftige Wesen sind, sondern ihren Leidenschaften eben so oft als der Stimme der Vernunft gehorchen, kann er unmöglich wirklich werden; und wenn er es wäre, wozu bedürfte man denn überhaupt eines Staats? Das Bedürfniß von diesem entspringt indeß nach Locke hauptsächlich daraus; weil in dem Naturstande jeder Richter in seiner eignen Sache ist; und deswegen diejenige Unpartheylichkeit hier nicht zu erwarten stehet, welche die ruhige Vernunft fordert.

Der wichtigste Gewinn, der aus Lockes Untersuchungen hervorgieng, war unstreitig der Beweis der ursprünglichen Freyheit und Gleichheit der Menschen durch Geburt, gegen die widersinnige Behauptung von Filmer und seinen Anhängern über die Sclaverey und Abhängigkeit durch die väterliche Gewalt, und was daraus weiter gefolgert ward. Durch Locke wurde also zuerst die Lehre von den Menschenrechten ausgebildet, in so fern diese in der **persönlichen Freyheit**, und der **Sicherheit des Eigenthums** bestehen, wovon er den Begrif viel

sorgfältiger als einer seiner Vorgänger zu deduciren und festzustellen bemüht war.

Indem Locke nun den Staat auf den Naturstand folgen ließ, so daß die Menschen aus diesem in jenen übergiengen, indem sie sich einer Regierung unterwarfen, d. i. daß jeder Einzelne sein Recht zur Ausübung des Naturgesetzes gegen Andere, die es übertraten, aufgiebt, und einer äußeren öffentlichen Gewalt überträgt; so mußte der Staat auch nothwendig eine Vereinigung freyer Menschen nach seinen Grundsätzen seyn; und die persönliche Freyheit blieb eine wesentliche Bedingung der Mitglieder der Gesellschaft, die zusammen den Staat bilden. Allein der Zweck seiner ganzen Schrift gieng noch weiter. Sie hatte überhaupt die Tendenz, die Brittische Verfassung durch eine Entwickelung der Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts als eine diesem entsprechende, und also rechtmäßige, Verfassung darzustellen. Dazu gehörte denn nicht blos die Bedingung der persönlichen, sondern auch der bürgerlichen Freyheit, oder der Theilnahme an der Gesetzgebung. Die Entstehung ei-

nes Staats setzt ihm zu Folge immer eine frey- willige Uebereinkunft derjenigen voraus; die sich zu der Gesellschaft vereinigen. Durch diese Ver- einigung bildet sie ein politisches Corps; in die- sem Corps muß aber die Mehrheit der Stimmen die Entscheidung geben, weil es sonst seine eigene Thätigkeit hemmen würde; und jeder Einzelne muß also seinen Willen dem der Mehrzahl un- terwerfen. Dieser Wille der Mehrzahl ist also die gesetzgebende Macht; welche durchaus die höchste im Staat ist; die dann entweder vom Vol- ke selbst ausgeübt, oder auch an Einen oder meh- rere übertragen werden kann; woraus die ver- schiedenen Staatsformen entspringen. Von dieser muß man die ausübende Gewalt un- terscheiden; welche der erstern untergeordnet wer- den soll, und welche die Vollziehung der Gesetze zu ihrem Zweck hat.

Auf diesem Wege mußte Locke zu den genaue- ren Untersuchungen über das Wesen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt kommen; und darin liegt eigentlich sein Haupt- verdienst um die Theorie der Politik. Kein an-

derer Schriftsteller vor ihm hatte diese einzelnen Elemente der Staatsconstitution so bestimmt von einander getrennt, so genau jedes für sich untersucht, und ihr Verhältniß gegen einander festzustellen sich bemüht. Indem aber Locke die gesetzgebende Gewalt als die höchste festsetzte, indem er diese dem Volke oder dessen Stellvertretern ganz oder doch zum Theil vorbehalten wissen wollte; so bahnte er sich dadurch den Weg zu dem Satze, daß nur eine Verfassung, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt getrennt sind, als rechtliche Verfassung betrachtet werden könne; da hingegen in einer unumschränkten Monarchie, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt unbedingt in den Händen des Regenten vereinigt sind, dieses rechtliche Verhältniß gar nicht statt finde, weil vielmehr der Regent gegen seine Unterthanen sich eigentlich hier auch immer nur im Verhältniß des Naturstandes befinde.

Diese Entwickelung der Lehre von den verschiedenen Gewalten im Staate war allerdings durchaus nothwendig, wenn man die Theorie der

Politik vervollkommnen wollte; und dieses Verdienst überhaupt sowohl, als daß er die Vorzüge einer freyen Verfassung entwickelte, kann Locke nicht abgesprochen werden. Er bereitete dadurch den Grund, auf dem auch die Gebäude seiner Nachfolger, wie verschieden sie auch sonst von den seinigen seyn mochten, erbaut wurden. Auf der andern Seite sah er aber auch nicht die Folgen voraus, zu denen seine Sätze führen konnten. Unstreitig müssen gesetzgebende und ausübende Gewalt in der Theorie als verschieden betrachtet werden. Wie weit sie aber in der Praxis getrennt werden sollen; ist eine ganz verschiedene Frage. Eine gänzliche Trennung derselben ist, wie bereits oben bemerkt worden, in der praktischen Politik eine Chimäre. Allerdings verlangte auch Locke diese nicht; er räumte dem Regenten einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt ein; und schied sich also dadurch von Hobbes, indem er sich so den Weg zur gemischten Verfassung bahnte; statt daß Hobbes, der alle Theilung der höchsten Gewalt verwarf, nur die reinen Verfassungen zuließ. Allein so bald

aus jener Trennung in der Theorie auch **nur** der Grundsatz gezogen wurde, daß man beyde in der Praxis **möglichst** trennen solle, so war dadurch schon der Weg für höchst gefährliche Irrthümer gebahnt. Leider! hat die neuere Erfahrung gelehrt, daß diese Besorgnisse nichts weniger als ungegründet waren; und wenn man die unglücklichen Folgen übersieht, die aus dem Grundsatz, diese Trennung so weit zu treiben wie möglich, entsprungen sind, so kann es nicht geleugnet werden, daß die daraus entsprungenen Irrthümer die verderblichsten sind, die vielleicht je aus einer mißverstandenen Theorie abgeleitet worden.

Für England indeß konnte aus der Theorie von Locke nicht nur keine Gefahr entstehen, sondern es ist auch sehr begreiflich, wie sie hier gleichsam das Evangelium der Nation werden konnte. Diejenige Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt, die Locke wollte, fand hier bereits wirklich statt; wenn gleich der König auch seinen Antheil an der erstern hatte, so war sie doch zunächst in den Händen des Par-

laments. Diejenigen Grundsätze, welche man als die wichtigsten und heiligsten ansah, keine Besteurung als mit Einwilligung der Repräsentanten der Nation; die Gleichheit der Rechte vor dem Gesetz u. s. w. waren von Locke ausdrücklich gelehrt; seine Theorie paßte also in allen wesentlichen Stücken mit der Wirklichkeit. Diese Uebereinstimmung allein würde schon hingereicht haben, Locke eine hohe Autorität zuzusichern. Nun kam aber noch hinzu, daß er zugleich als der erste Philosoph, und als classischer Schriftsteller unter seinem Volke allgemein anerkannt war. Seine Werke blieben also in den Händen, wenn auch nicht eigentlich des großen Haufens, doch des gebildeten Theils der Nation. Dazu kam noch, daß einige der ersten praktischen Staatsmänner Großbritanniens, — es reicht hin unter ihnen blos einen Chatham zu nennen — seine Grundsätze bey jeder Gelegenheit anerkannten, in ihren Reden im Parlament auf seine Autorität sich beriefen, und ihm dadurch gleichsam das Ansehen eines untrüglichen Weltweisen gaben.

Die allgemeine Stimme einer großen und aufgeklärten Nation, die so viele der tiefsten Denker und der ersten Staatsmänner besaß, hat immer ein großes Gewicht; und fern sey es, die unsterblichen Verdienste von Locke schmälern zu wollen. Indeß trug doch die fast blinde Verehrung, die man für Locke hegte, viel dazu bey, in England einen Stillstand der politischen Speculation in gewisser Rücksicht zu bewirken, der nicht wieder aufgehört hat. Gegen Locke sprechen hieß auch beynahe unausbleiblich gegen die Constitution sprechen. Allerdings hat England seit Locke viele politische Schriftsteller, und unter diesen einige vom ersten Range, gehabt. Allein die politische Speculation nahm in England seitdem eine andere Richtung. Sie beschäftigte sich nicht sowohl mit den Untersuchungen über allgemeines Staatsrecht und Staatsverfassung, als vielmehr über Staatswirthschaft. Ueber Staatsverfassung hatten sich die Ideen, in so ferne sie für die Nation praktische Wichtigkeit haben konnten, durch die Constitution selbst, und durch Locke einmal fixirt; allein die öffentlichen Ver-

hältnisse und wachsenden Bedürfnisse mußten desto mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Staatswirthschaft richten; und so wie einstens nach den Zeiten der Revolution unter den Stuarts die Theorie der Staatsverfassung aus den Zeitumständen hervorgegangen war, so gieng jetzt auch aus ihnen die der Staatswirthschaft hervor. Es liegt nicht in unserm Plane, die classischen Schriftsteller zu characterisiren, die in diesem Fache auftraten. Sie sind bereits die Lehrer von Europa geworden, und ihr Wirkungskreis kann nicht abnehmen, sondern muß wachsen.

Wie groß man aber auch immer die Verdienste von Locke um allgemeines Staatsrecht anschlagen mag, so mußte doch wohl unausbleiblich eine Theorie, die mit Beziehung auf einen gewissen Staat gemacht war, Einseitigkeit und Lücken haben. Man wird dieses am deutlichsten wahrnehmen, wenn man seine Grundsätze auf andere Staaten anwenden will, die wir zum Theil zu den am besten eingerichteten Staaten zählen. In allen Staaten, wo die Gewalt des Regenten unumschränkt ist, d. i. wo sich die gesetzgebende

und ausübende Macht in ihm vereinigt finden, giebt es nach ihm nicht einmal eine Art von bürgerlicher Gesellschaft, giebt es nur Sclaverey *). Man muß es freylich jedem freystellen, Ausdrücke zu bestimmen wie er will; aber eine Theorie in der dem Begrif des Staats ein so enger Umfang gegeben wird, paßt nicht mehr für die Geschichte. Wenn Staaten, wie Dänemark, wie Preussen, nicht mal diesen Namen verdienen, wenn ihre Verfassungen gar nicht als rechtliche Verfassungen betrachtet werden dürfen, so hat man den größten Grund zu vermuthen, daß die Schuld davon wohl weniger an den Staaten als an den Theorien liegen möchte. Und so ist es auch. Locke gieng, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger bis auf Kant, in der Lehre von der Staatsverfassung, von der Eintheilung in Monarchien, Aristokratien und Democratien, aus. So lange man aber diese Eintheilung zur Grundlage von den Staatsformen macht, muß diese ganze Lehre höchst schwankend und unbestimmt

*) Man sehe C. XIV.

bleiben, weil dadurch nur die verschiedene Organisation der Regierung bezeichnet wird; ganz und gar aber nicht das verschiedene Verhältniß zwischen der Regierung und dem Volk, woraus allein die verschiedenen Staatsformen, oder Arten der Verfassungen, entspringen. Vorzüglich aber läßt sich alsdann die so wichtige Grenzlinie zwischen unumschränkter Monarchie, in so fern sie aus der Vereinigung der gesetzgebenden und ausübenden Macht in derselben Person, entspringt, oder wie man sie besser nennt der Autocratie, und der Despotie, keinesweges ziehen; und daher die beständigen Verwechselungen dieser Staatsformen, die doch wesentlich von einander verschieden sind, wie ich bereits an einer andern Stelle diese ganze Lehre weiter entwickelt habe*).

*) Ich muß mich, um mich nicht zu wiederholen, hier auf den Aufsatz: über den Character der despotischen Verfassung und der Staatsverfassungen überhaupt berufen, den man unter den Beylagen meiner Ideen über die Politik etc. zum Ersten Theile S. 978. der neuen Ausgabe findet. Die ewige Verwirrung der Ideen die in dieser Lehre bey allen großen poli-

Wenn auf diese Weise in England, unter der Einwirkung der äußeren Umstände, die Theorie der Politik sich fortbildete; so zeigt der oben erwähnte kleine Staat, so zeigte Genf eine ähnliche, wenn gleich anders nüancirte Erscheinung. Gewiß gehört dieser kleine Staat zu den merkwürdigsten Plätzen von Europa, der durch seinen unermeßlichen praktischen Einfluß auf Politik die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers mehr als manches große Reich auf sich zieht. Durch einen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen entstand hier ein Brennpunct der politischen Speculation, wie nirgends anderswo in Europa, von wo aus bald wohlthätige und erwärmende, aber leider! auch verderbliche und verbrennende Stralen

tischen Schriftstellern von Aristoteles bis Montesquieu herrscht, kann keinem aufmerksamen Leser entgehen. Ich habe es versucht, ein festeres Fundament für diese Lehre, auf der ja wiederum die ganze Theorie der Politik ruht, zu legen: und es wird also hoffentlich keine Unbescheidenheit seyn, wenn ich diesen Aufsatz, auf den ich nach meiner eignen Ueberzeugung einiges Gewicht legen muß, der weitern Prüfung denkender Politiker angelegentlich empfehle.

len ausgiengen. Die Namen von Calvin und Servetus, von Voltaire, von Rousseau und Necker, welche Erinnerungen rufen sie nicht ins Gedächtniß zurück! Es ist aber, um diesen Gegenstand zu beurtheilen, durchaus nothwendig einige Blicke in die Lage und Geschichte dieses kleinen Freystaats zu werfen.

Die geographische Lage dieser Stadt trug unstreitig vieles dazu bey, hier eine Reibung der Ideen zu erzeugen, wie sie nicht leicht anderswo entstehen konnte. An der Grenze von Frankreich, Italien, und der Schweiz, und besucht von so vielen Fremden auch anderer Länder, konnte hier eine Cultur reifen, die von der von allen diesen Ländern etwas annahm; aber doch durch die Entwickelung der inneren politischen Verhältnisse einen eigenthümlichen Character behielt. Den Grund zu dem was Genf geworden ist, legte die Reformation. Als diese dort Eingang fand, entledigte sich die Stadt ihres Bischofs (1533), der bis dahin gewissermaßen ihr Oberherr gewesen war, wenn sich gleich ihm zur Seite, wie in so manchen andern Städten, eine

Municipalverfassung bereits gebildet hatte. Sie behauptete seit dieser Zeit ihre Unabhängigkeit, welche die Herzöge von Savoyen ihr wiederholt zu entreissen suchten; und die eingezogenen Güter der Geistlichkeit wurden zum Theil zu der Stiftung einer Universität angewandt, die so manche der berühmtesten Männer nachmals unter ihren Mitgliedern gezählt hat. Indeß war es damals Einem Manne aufbehalten, der als Reformator hier seinen Sitz aufschlug, Joh. Calvin, Genf durch die Reformation eine politische Wichtigkeit zu geben, die es ohne ihn nicht erhalten haben würde. Dieser außerordentliche Mann, von eben so vieler Kraft und Thätigkeit als Gelehrsamkeit, ein Franzose von Geburt, wurde hier als Lehrer angestellt; und hatte nicht blos den größten Einfluß auf die politischen Verhältnisse, indem er bey der Durchführung der Reformation auch zugleich eine strenge Kirchendisciplin gründete, welche ihm und der Geistlichkeit fortdauernd ein großes Ansehen sicherte, sondern er ward auch allgemeiner Reformator, und das Haupt derjenigen Partie, welche von ihm den Namen

trug. Genf wurde also der Hauptsitz derselben, von wo aus sie sich, besonders nach Frankreich, verbreitete, und unter dem Namen der Hugonotten hier jene großen Bewegungen verursachte, die zu den blutigsten Bürgerkriegen führten. Auch war diese religiöse Wichtigkeit von Genf nicht blos an der Person von Calvin geknüpft; sondern ein anderer Umstand trug auch dazu bey, sie dauernd zu machen. Genf war der einzige Staat, in welchem die neue Lehre herrschend wurde, wo man Französisch sprach. Eben dadurch mußte diese Stadt also auch fast unausbleiblich die große Bildungsschule für die Französisch-Reformirte Geistlichkeit werden; und durch diesen, so sehr erweiterten, Wirkungskreis auch eine universalhistorische Wichtigkeit erhalten.

Gleichwohl war es dieser Umstand gar nicht allein, wodurch Genf sein eigenthümlicher Character aufgedrückt wurde; die Art und Weise wie die innern Verhältnisse sich entwickelten, trug dazu nicht weniger bey. In demselben Jahre in welchem Calvin in Genf sich niederließ (1536),

ward hier eine Veränderung in der innern Verfassung dieses kleinen Freystaats gemacht, welche der fruchtbare Keim wurde, aus dem die ganze Reihe der innern Verhältnisse sich entwickelte. Die Municipalverfassung von Genf, in so fern sie schon unter den Bischöfen sich gebildet hatte, war eine democratische Verfassung. Die Bürgerversammlung (*conseil general*), welche alle Hausväter umfaßte, die das Bürgerrecht hatten, berathschlagte über alle wichtige Angelegenheiten; und wählte jährlich aus ihrer Mitte 4 Vorsteher oder Syndics, die aber gehalten waren, der Versammlung Rechenschaft abzulegen. Schon seit geraumer Zeit war es Sitte geworden, diesen Syndicis Beysitzer zu geben, deren Anzahl auf 25 gestiegen war, und die zusammen den kleinen Rath (*petit conseil*) ausmachten. Es war aber auch dabey nicht geblieben, sondern aus Ursachen, die sich nicht genau historisch entwickeln lassen, waren auch diesen Mitgliedern des kleinen Raths andere Beysitzer gegeben worden, deren Zahl bereits 1526 auf 200 festgesetzt war, und nachmals auf 250 stieg, welche den großen

Rath (*grand conseil*) *), ausmachten, und von dem der kleine Rath, dessen Mitglieder sämmtlich auch darin Sitz und Stimme hatten, einen engern Ausschuß bildete.

Es lag in der Natur der Dinge, daß, als nach der Entfernung des Bischofs die Stadt völlig frey wurde, diese Institute nicht nur fortdauerten, sondern auch eine viel größere Wichtigkeit erhalten mußten. Aber bis dahin waren jene beyden Räthe so wie die Syndics jährlich von der Bürgerversammlung gewählt worden, und konnten also nur als Ausschüsse von dieser betrachtet werden. In eben jenem Jahre aber, in einem Zeitpunct wo die allgemeine Aufmerksamkeit auf die religiösen Gegenstände gerichtet war, ward es eingeführt, daß jene beyden Räthe, der große und kleine, jährlich sich selber neu wählen sollten, indem sie ihre Mitglieder die Censur passiren ließen.

*) Man muß also den großen Rath, *grand conseil*, nicht mit dem *Conseil general*, oder der Bürgerversammlung, verwechseln.

Schwerlich mochten um diese Zeit die Wichtigkeit und die Folgen dieser Veränderung von den Bürgern eingesehen werden. Sie mußten sich aber von selbst entwickeln. In die Democratie war ein fruchtbarer Keim zu einer Aristocratie gelegt, dessen Wachsthum und Gedeihen schwerlich mehr zu verhindern stand. Die beyden Räthe hatten ein gemeinschaftliches Interesse; sie wurden jetzt sehr natürlich bleibende Corps; denn was war natürlicher, als daß die jedesmalige, ihnen selbst überlassene, Wahl bald eine leere Ceremonie ward? Man braucht auch nur den gewöhnlichen Gang der Dinge in solchen kleinen Staaten zu kennen, um es voraus zu erwarten; daß diese Aristocratie eine Familien-Aristocratie werden mußte. Indeß dauerte es eine geraume Zeit, bis sie Streitigkeiten veranlaßte; und eben deshalb konnte sie sich desto mehr befestigen. Außerdem trug das beständige Streben der Herzöge von Savoyen, sich Genf zu unterwerfen, sehr dazu bey, die Aufmerksamkeit auf diese Seite zu lenken, und zugleich einen Geist der Einigkeit zu erzeugen, der besonders

durch den letzten fehlgeschlagenen Versuch dieser Art im Jahr 1603, die bekannte Escalade, seine volle Stärke erhielt. So lange überhaupt noch keine große Ungleichheit der Glücksgüter entstand; so lange man Fremden die Erhaltung des vollen Bürgerrechts nicht erschwerte; und so lange zwischen der niedern und höhern Classe Verhältnisse, durch die Pathenschaft gebildet, statt fanden, die man nicht übel mit dem Patronatrecht der Römer vergleichen kann, waren Unruhen nicht so leicht zu besorgen. Allein Alles dieses fieng an sich zu ändern, als seit der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) eine Menge Hugonotten ihre Zuflucht nach Genf aus Frankreich nahmen. Seit diesen Zeiten fieng man an die Ertheilung des Bürgerrechts zu erschweren, und es bildeten sich die verschiedenen Classen der Einwohner, indem man unter den Bürgern selbst die Citoyens oder alten Bürger, die es schon seit 4 Generationen waren, von den neuen, oder Bourgeois, und unter den bloßen Einwohnern wieder die Habitans von dieser ihren Nachkommen, den Natifs, unterschied;

und an diese Unterschiede auch zugleich Verschiedenheiten der Rechte knüpfte. Mit den neuen Gewerben, die jene Auswanderer mitbrachten, und der daraus entstehenden Wohlhabenheit, wachte auch bald der Geist des politischen Raisonnements auf, und bereits 1707 kam der Kampf der Democratie gegen die Aristocratie zum Ausbruch, der seit der Zeit gleichsam periodisch erneuert wurde, und den lehrreichsten Commentar zu dem Kampfe der Patricier und Plebejer in Rom gab, mit dem er auch darin übereinkam, daß er an einem Fatio, Micheli und andern, so gut wie jener, seine Märtyrer zählte. Das Detail der Geschichte desselben gehört hier nicht her; aber gar sehr verdient es bemerkt zu werden, daß er öfters über Fragen geführt ward, welche mit der zugleich weiter umgebildeten Theorie der Politik in unmittelbarer Verbindung standen. In welchem andern der größern Staaten von Europa wäre wohl die Frage über Volkssouverainität, über die Grenze der gesetzgebenden und ausübenden Macht u. s. w. praktisch so discutirt worden als in Genf? Gewiß es

gewährt einen höchst auffallenden Anblick, mitten zwischen den großen Monarchien Europas einen der kleinsten Freystaaten zu sehen, der so lebhaft an die Republiken des Alterthums erinnerte, daß man auf der ganzen Oberfläche von Europa vergeblich einen solchen Commentar dazu gesucht hätte! Aber was billig noch mehr in Verwunderung setzt, war der Antheil, den mehrere der großen Staaten Europas, vorzüglich aber Frankreich, an den innern Händeln dieses kleinen Freystaats nahmen, und die Art wie sie ihn nahmen. Fast alle französische Minister, welche die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatten, unter Ludwig XV. Fleury und Choiseul, unter Ludwig XVI. Vergennes und Necker, interessirten sich auf das lebhafteste und thätigste für die Angelegenheiten dieses kleinen Staats; aber unerachtet des unermeßlichen Abstandes der Macht, wurde er doch mit einer Schonung und Achtung behandelt, wie nur große Staaten sie fordern konnten; und wenn man auch, um die eine oder die andere Partie zu unterstützen, zu der Extremität kam, Truppen anrücken zu lassen, so respektir-

te man doch die Unabhängigkeit des Staats. Gewiß es ist ein Anblick der das 18te Jahrhundert charakterisirt, und den das 19te schwerlich wieder sehen wird, vor den Thoren einer Stadt die Truppen von 3 Mächten, von Frankreich, Sardinien und der Schweiz, vereinigt zu erblicken, nicht um dieselbe zu erobern, sondern nur durch bewafnete Vermittelung ihre innere Ruhe herzustellen. Nur ein Staatensystem, dessen Grundlage Heiligkeit des Besitzstandes und Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts sind, kann solche Erscheinungen zeigen!

Wenn diese oft wiederholten Unruhen, und diese achtungsvolle Theilnahme der großen Mächte an denselben, Genf eine politische Wichtigkeit in den Augen von Europa verschafften, wie kein anderer kleiner Staat dieser Art sich deren rühmen konnte, so machten sie denselben auch zum wahren Brennpunct der Speculation über die Theorien der Politik. Genf gab gewiß ein höchst auffallendes Beyspiel, wie durch die öffentliche Verfassung in einem republikanischen Staate überhaupt der Geist des Raisonnements geweckt

wird, der sehr natürlich alsdann der politischen Gegenstände sich vorzüglich bemächtigt, wenn ihm diese am nächsten liegen. Auf Genf aber wirkte zu gleicher Zeit durch die Gemeinschaft der Sprache auch die französische Cultur in ihrer ganzen Stärke zurück; alle in Frankreich aufgeregten Ideen kamen auch sehr schnell hier in Umlauf; und ehe wir auf den, für die Theorie der Politik so wichtig gewordenen, Bürger von Genf kommen dürfen, müssen wir vorher unsere Blicke auf Frankreich zurückwerfen, und den Gang der politischen Speculation hier kennen lernen.

Das Zeitalter von Ludwig XIV. war dieser auf keine Weise günstig gewesen; erst unter seinem Nachfolger änderte es sich. Ein einziger Mann gab hier dem Geist der Nation plötzlich einen mächtigen Stoß, und wurde für die französische Nation in Rücksicht der Aufmerksamkeit die er erregte, ungefähr das, was Locke für die Englische ward; denn im übrigen waren die Verhältnisse der Ideen des Einen und des Andern gegen die bestehende Verfassung ihres Vaterlan-

des zu heterogen, als daß sich diese Vergleichung weiter durchführen ließe. Vor Montesquieu besaß die französische Nation keinen einzigen Schriftsteller, der in dem Fache der Politik als classischer Schriftsteller von ihr selber betrachtet wäre; aber kaum war der *Esprit des Loix* *) erschienen, so erhielt er auch bereits eine so große Autorität, daß selbst die Versuche ihn zu widerlegen, dieselbe nur noch vergrößerten. Worin liegt nun aber der wahre Werth dieses Werks, was ist dadurch geleistet?

Das ganze Werk von Montesquieu war erwachsen aus dem Studio der Geschichte. Man kann ihm zwar keinesweges das Lob beylegen, daß er durch den Umfang seiner historischen Studien den Nahmen eines Universalhistorikers verdiente; sie blieben dazu viel zu beschränkt. Er hatte ein tiefes Studium aus der Römischen Geschichte gemacht; viel weniger aus der griechischen; nach der der andern alten Völker darf man kaum fragen. Seine Kenntnisse des Orients, — ein so wichtiger Gegenstand für seine Untersu-

*) Zuerst 1748.

chungen, — waren fast blos aus einigen Reisebeschreibungen geschöpft. Von der mittlern und neueren Geschichte Europas hatte ihn die französische Geschichte am meisten; — nächst dieser die Deutsche und Englische beschäftigt. Der Umfang seiner historischen Studien war also allerdings begränzt; aber doch nicht ohne die Mannigfaltigkeit, welche seine Zwecke erforderten; und er hatte diese Studien mit einem Geiste gemacht wie keiner vor ihm, selbst Macchiavelli nicht ausgenommen, der als der Schöpfer des historischen Pragmatismus unter den Neueren sonst wohl neben ihm genannt werden kann.

Der Zweck von Montesquieu war, aus der Geschichte das Wesen der Staaten und der Staatsverfassungen kennen zu lernen; ihre Eigenthümlichkeiten zu bestimmen; und daraus alsdann die Maximen für die verschiedenen Zweige der Gesetzgebung in den verschiedenen Verfassungen zu abstrahiren. Der Gesichtskreis war also von unermeßlichem Umfange; und der Reichthum der Gegenstände, auf welche sich die Untersuchung ausdehnen mußte, nicht weniger. Es

waren aber Alles Gegenstände, die an und für sich schon das höchste praktische Interesse hatten; und wenn sie zum erstenmal in einem solchen Umfange auch nur mittelmäßig behandelt wurden, die Leser fesseln mußten. Wie viel mehr, wenn ein Mann von so vielem Geiste sie behandelte! Gleichwohl waren es gewiß viel weniger die Gegenstände selbst, als die Methode der Behandlung, wodurch die große und bleibende Sensation erregt wurde, die sein Werk machte. Die Manier, nichts in einem zusammenhängenden Vortrage auszuführen, sondern Alles nur in Umrissen anzudeuten; keinen Gegenstand zu erschöpfen, und doch mit wenigem so viel darüber zu sagen; nicht blos den Verstand durch philosophisches Raisonnement und Definitionen, sondern statt dessen oft die Imagination durch Bilder zu beschäftigen; überhaupt jenes beständige Blitzen und — Wetterleuchten des Genies, das vielleicht eben so oft blendet als erhellt, — Alles dieses war wohl dazu gemacht, dem Schriftsteller gerade bey einer solchen Nation als die seinige war, Beyfall und Bewunderung zu verschaffen. Sein Werk enthielt einen

unendlich reichen Stoff zum Denken für den, der denken wollte; und wer selbst zum Denken zu bequem war, konnte wenigstens glauben, Gedanken, und noch dazu glänzende Gedanken, in Menge eingesammlet zu haben.

Allein dieser Reichthum von Genie war bey ihm mit einem Mangel an eigentlich philosophischem Geiste verbunden. Er war dazu gemacht scharfsinnige Bemerkungen aus der Erfahrung zu abstrahiren; aber dafür auch zu der Speculation, in so fern sie, unabhängig von der Erfahrung, in der Bestimmung und Zerlegung von Begriffen bestehet, so gut wie gänzlich unfähig. Ja! er scheint auch gar nicht mal das Bedürfniß davon gefühlt zu haben. Gleich die ersten Zeilen seines Werks zeigen, — wie man ihm auch schon sonst mit Recht vorgeworfen hat, — daß der Verfasser des Geistes der Gesetze nicht im Stande war, eine Definition der Gesetze zu geben. Allein auch der Fortgang des Werks beweißt, daß Montesquieu mit den ersten Grundbegriffen der Politik nicht im Reinen war. Wem diese Aeußerung zu

hart scheinen möchte, der versuche es aus seinem Werke die Begriffe von den wesentlichen Characteren der Staatsverfassungen, der Despotie, Aristocratie, Democratie ꝛc. zu abstrahiren! Gleichwohl wurde doch dadurch die Grundlage seines ganzen Werks gebildet; und das Schwankende und Unbestimmte, worauf man fast bey jedem Schritte stößt, erklärt sich daraus hinreichend.

Aber wenn gleich die allgemeine Theorie der Politik durch Montesquieu so wenig gewann, wenn gleich sein Werk nicht mehr werden konnte, als eine reichhaltige Sammlung von Maximen, deren Richtigkeit und Anwendbarkeit dem Leser zu erforschen überlassen blieb; so wirkte es darum nicht weniger. Es enthielt erstlich einen unermeßlichen Schatz für das pragmatische Studium der Geschichte; und wenn man auch über noch so viele einzelne Sätze und Behauptungen mit Montesquieu nicht einverstanden seyn mag, so diente sein Werk darum doch nicht weniger dazu, zu zeigen, welcher praktische Gewinn aus dem Studio der Geschichte gezogen werden könne, und wie man diese Wissenschaft in dieser Rücksicht

studiren solle. Es wirkte aber außerdem auf den Geist und die Denkungsart seiner Nation auch viel stärker durch die Zeitumstände zurück, unter denen es erschien. Unter der Regentschaft sowohl des Herzogs von Orleans, als unter der Selbstregierung Ludwigs XV. sah man die höchste Corruptel der Staatsverwaltung in Frankreich. Man war sehr geneigt, die Hauptursache davon in der Ausartung der Staatsverfassung durch die Unterdrückung der Nationalfreyheit, von der sich doch in den Streitigkeiten mit den Parlamentern noch immer die Ueberreste zeigten, zu suchen, wenn sie gleich weit mehr in der Ausartung der Moralität, besonders in den höheren Ständen, lag; der keine Form der Verfassung einen Damm würde haben entgegensetzen können. Die herrschenden Ideen von Montesquieu griffen hier also in den Geist des Zeitalters auf das tiefste ein. Seine unverholne Vorliebe für gemischte Verfassungen, besonders die Brittische, mußte ihm eine Menge Freunde verschaffen. Er kam der schon herrschenden Stimmung entgegen; was Wunder, daß er mit so großem Beyfall empfan-

gen wurde? Der Geist des politischen Raisonnements wurde durch ihn unter seiner Nation recht laut geweckt, um nicht wieder zu ersterben; und die Gesetzgebung, und die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, wurde seit der Zeit einer der Hauptgegenstände, auf welchen die Aufmerksamkeit der denkenden Köpfe gerichtet war. Montesquieu trug also viel dazu bey, sie zum Gegenstande der Philosophie zu machen; seine eignen Untersuchungen giengen aber keinesweges aus der Philosophie des Zeitalters, sondern ganz aus der Geschichte, hervor. Von denjenigen Männern, die man nachher mit dem Nahmen der Philosophen in Frankreich anfangs ehrte, so wie man sie jetzt damit zu brandmarken glaubt, hatte noch keiner einen großen Nahmen erhalten, als Montesquieu schon lange mit seinem Geist der Gesetze beschäftigt war *).

Bey allen Unvollkommenheiten und Mängeln also, welche dieses Werk drücken, hatte Montes-

*) Nach seinem eignen Geständniß hatte Montesquieu 20 Jahre an dem Werke gearbeitet. S. das Ende seiner Vorrede.

quieu die Untersuchung doch auf den Weg der Erfahrung geleitet; und wenn seine Grundsätze herrschend blieben, und eine praktische Anwendung erhielten, so ließen sich zwar wohl Reformen, aber kein gänzlicher Umsturz des Bestehenden, davon erwarten. War er gleich der erklärte Freund der beschränkten monarchischen Verfassung, so hatte er darum doch keine von den Grundsäulen zu erschüttern versucht, auf denen die bestehende Ordnung der Dinge, selbst in Frankreich, von alter Zeit her, ruhte. Er verlangte keinesweges die politische Gleichheit aller Staatsbürger, sondern war der erklärte Vertheidiger des Adels, den er in einer Monarchie, in der nach ihm das Princip der Ehre das herrschende seyn muß, wenn sie nicht in Volksherrschaft oder Despotie ausarten soll, für einen nothwendigen Bestandtheil hielt; auch die Geistlichkeit als Stand verwarf er nicht; wenn er gleich Beschränkungen ihrer Privilegien, besonders ihrer Gerichtsbarkeit, wünschte **). Wenn

**) *Esprit des Loix* II. cap. 4.

also die Idee einer durch eine National-repräsentation beschränkten Monarchie die Lieblingsidee des größern Theils der Nation in Frankreich ward; — wie das Resultat der ersten Nationalversammlung davon den Beweis gab; — so hat allerdings, außer dem Beyspiel das England gab, das Werk von Montesquieu daran den größten Antheil. Aber wie weit auch schon eben diese erste Nationalversammlung durch den aufgestellten und durchgesetzten Grundsatz der politischen Gleichheit über die Ideen von Montesquieu hinausgieng, bedarf nach dem, was eben gesagt worden ist, keines weitern Beweises.

Und so kommen wir denn von selbst auf denjenigen Schriftsteller zurück, dessen Werk gleichsam das Evangelium der Revolutionairs wurde. In wie fern es dazu paßte, in wie fern die praktisch gemachten Grundsätze darin enthalten waren, verdient allerdings eine genauere Bestimmung. Allein wenn man den *Contrat social* gehörig würdigen will, so muß man zuerst einen Blick auf seine Entstehung werfen.

Der *Contrat social* entstand allerdings gerade auf dem entgegengesetzten Wege, als der *Esprit des Loix*. Wenn dieser eine Frucht der bloßen Erfahrung war, wie die Geschichte sie darbot, so war jener eine Frucht der bloßen Speculation, die bey Rousseau durch seine frühern Untersuchungen über die Entstehung der Ungleichheit unter den Menschen auf die Politik sich gewandt hatte. Allein, wie sehr auch immer Rousseau von aller Erfahrung abstrahirte, so ist es doch deshalb nicht minder gewiß, daß die ganze politische Speculation, so wie sie in Rousseaus Kopfe sich ausbildete, nur in dem Kopfe des Bürgers von Genf sich ausbilden konnte. Freylich sind die von ihm aufgestellten Grundsätze keinesweges diejenigen, welche in Genf praktisch herrschten: aber wenn ein speculativer Kopf diejenigen, welche die democratische Oppositionspartie dort herrschend machen wollte, philosophisch zu begründen, und als politisches System aufzustellen versuchte, so mußte ein Werk, wie der *Contrat social*, das Resultat davon seyn. Man braucht nur einige Be-

kanntschaft mit dieser Schrift zu haben, um es einzusehen, daß Rousseau'n dabey immer ein kleiner Freystaat vor Augen schwebte, in dem seine Grundsätze in ihrem ganzen Umfange allein möglicherweise ihre Anwendung finden können. Mit Recht kann man also sagen, daß ohne die politische Cultur, wie sie in Genf sich gebildet hatte, niemals ein *Contrat social* hätte geschrieben werden können; und der große, wenn gleich nur mittelbare, Einfluß dieser kleinen Republik auf die praktische Politik von Europa, ist dadurch unermeßlich geworden.

Rousseau wollte in seinem Werk nicht etwa, wie Montesquieu, eine reiche Sammlung politischer Regeln und Maximen, wissenschaftlich geordnet, darlegen, er wollte vielmehr die Politik oder das allgemeine Staatsrecht wissenschaftlich begründen. Dem Zweck der gegenwärtigen Untersuchung gemäß muß gezeigt werden, wie er dieß that; und besonders wo sein Weg von den seiner Vorgänger sich trente, und ihn daher zu einem andern Ziele führen mußte.

Auch Rousseau gieng von einem Naturstande aus, (in dessen Schilderung jedoch er weder mit Hobbes noch Locke übereinstimmt;) aus welchem die Menschen durch einen freyen Vertrag in die bürgerliche Gesellschaft traten. Dieser Vertrag wird aber nicht zwischen dem Volke und den Herrschern, sondern zwischen den Mitgliedern des Volkes selber geschlossen; und kann, da Niemand ein natürliches Recht über seines Gleichen hat, auch nur Frucht einer freywilligen Uebereinkunft seyn. Der Zweck dieses Vertrags (*pacte social*) ist kein anderer als eine gesellschaftliche Form zu finden, wo die allgemeine Macht die Personen und das Eigenthum der Einzelnen schützt; wo jeder Einzelne, indem er sich mit Allen vereinigt, doch nur sich selber gehorcht, und so frey bleibt wie zuvor. Alle Clauseln bey diesem Contracte reduciren sich auf die einzige: daß jeder sich selbst mit allen seinen Rechten ohne Vorbehalt der Gesellschaft hingiebt; oder mit andern Worten, daß er sich und seine Person unter der Direction des allgemeinen Willens setzt. Auf diese Weise erwächst die

Gesellschaft zu einer moralischen Person, oder einem Corps, daß als solches den Souverain bildet, oder im Besitz der Souverainität ist. Diese Souverainität ist aber nichts anders, als Ausübung des allgemeinen Willens; sie ist als solche nicht nur unveräußerlich, und kann also von und an Niemand übertragen werden; sondern, was daraus von selber folgt, auch untheilbar. Die Ausübung des allgemeinen Willens aber geschieht durch Gesetze; und die gesetzgebende Macht muß also nothwendig in den Händen des Volks bleiben. Das Volk also ist der Souverain; und kann nicht aufhören dieses zu seyn, weil seine Souverainität unveräußerlich ist. Sie kann aber nicht anders geübt werden, als in Volksversammlungen; in denen jeder seine Stimme giebt, und die Stimme des Einen so viel gilt als die des Andern. Eine Volksrepräsentation in dem Sinne, daß diese die Souverainität des Volks ausübte, ist aber ein Unding; da die Souverainität nicht übertragen werden kann. Jene sogenannten Repräsentanten können nichts weiter als bloße Commissionairs seyn, de-

ren Schlüsse immer der Ratification des Volks unterworfen bleiben müssen. Bey der Errichtung des gesellschaftlichen Vertrags waren Alle, die daran Antheil nahmen, frey und sich gleich an Rechten. Die Erhaltung dieser Freyheit und Gleichheit ist aber der nothwendige Zweck aller Gesetzgebung, weil die Gesellschaft ohne sie nicht würde bestehen können. Diese Gleichheit setzt indeß nicht absolute Gleichheit der Macht und des Vermögens voraus; sondern nur daß die Macht von Niemand zur Gewaltthätigkeit wird; und daß keiner so reich sey den andern zu kaufen, so wie keiner so arm sich verkaufen zu lassen. Da der Staat als Corps aber nicht blos will, sondern auch handelt, so entsteht daraus neben der gesetzgebenden die ausübende Macht. Diese letzte erfordert eine Regierung, d. i. ein Zwischencorps zwischen den Unterthanen und dem Souverain*). Diese Regierung ist aber nichts

*) Nemlich in so fern das Volk als Souverain, und doch auch als Unterthan (seinen eignen Gesetzen gehorchend) betrachtet werden kann. Unterthan und Souverain sind hier also Eine und dieselbe Person, nur in verschiedener Beziehung.

weiter, als eine vom souverainen Volke ernannte Commission, deren Errichtung daher auch gar keinen Vertrag erfordert, oder auch nur zuläßt, da sie immer abhängig von dem Souverain bleibt. Uebrigens kann diese Commission entweder aus Einem, oder Mehrern, oder Allen bestehen, woraus die drey Formen der Monarchie, Aristocratie und Democratie, sich ergeben; wiewohl die letzte Form, in diesem Sinne als Form der Regierung betrachtet, ein Unding ist *). Es scheint zwar am besten zu seyn, daß die Regierung in den Händen von Einem sey, aber große Monarchien sind unmöglich gut zu regieren; und eine erbliche Monarchie hat die größesten Nachtheile.

*) Rousseau war der erste mir bekannte Schriftsteller, der die Zweydeutigkeit des Ausdrucks Democratie, indem man darunter bald eine Staatsform, bald eine bloße Regierungsform versteht, fühlte, aber ohne sie deutlich zu machen. Ich verweise deshalb auf meine, oben angeführte, Abhandlung. Als Regierungsform nennt Rousseau die Demokratie mit Recht ein Unding: als Staatsform war sie aber gerade das, was er zu begründen suchte.

Dies sind die Grundideen des allgemeinen Staatsrechts, so wie Rousseau es aufstellte. Es werden sich jetzt die Puncte, wo er von seinen Vorgängern, Hobbes und Locke, sich schied, leicht nachweisen lassen.

Mit Hobbes kam zwar Rousseau darin überein, daß er den Staat auf einen Vertrag gründete: allein Hobbes ließ diesen Vertrag zwischen der Gesellschaft und der von ihr constituirten Regierung als einen Unterwerfungsvertrag, und zwar als einen absoluten Unterwerfungsvertrag, schließen, durch den sie ohne allen Vorbehalt die Souverainität auf die Regierung übertrug. Dagegen wird der Grundvertrag bey Rousseau nur zwischen Individuen, welche die bürgerliche Gesellschaft errichten, geschlossen; zwischen dieser und der Regierung aber findet gar kein Vertrag statt, da diese nichts weiter als eine von dem souverainen Volke niedergesetzte Commission seyn soll. Die Wege von Hobbes und Rousseau scheiden sich also gleich bey dem ersten Schritt, und konnten nie wieder zusammen treffen, da sie zu ganz entge-

gengesetzten Zielen führten, der von Hobbes zu unumschränkter Regentengewalt, der von Rousseau zu unumschränkter Volksgewalt. Nur in so fern beyde gleich leicht in Despotismus ausarten können, sind beyde sich ähnlich, wenn gleich bey Rousseau der Despotismus eines von Leidenschaften verblendeten und tobenden Volks noch immer ungehindert unter dem ehrwürdigen Nahmen der Freyheit gehen kann. Es wäre überflüssig, die Vergleichung zwischen beyden noch weiter fortzusetzen, da die Verschiedenheiten zwischen ihnen sich von selber ergeben.

Mit Locke hingegen gieng Rousseau noch einige Schritte weiter, ehe er sich von ihm trennte. Er behauptete mit ihm die ursprüngliche Freyheit und Gleichheit, welche die Vertheidiger der unumschränkten Gewalt leugneten. Er ließ also auch mit Locke den Grundvertrag zwischen den freyen Menschen schliessen, welche sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft vereinigten; er machte mit Locke die Sicherheit der Person und des Eigenthums zum Hauptzwecke des bürgerlichen

Vereins; er setzte endlich mit ihm den Character der Souverainität in die gesetzgebende Macht, und eignete gleichfalls diese mit ihm dem Volke oder der Gesellschaft zu. Allein nach Locke konnte diese Souverainität übertragen werden, nach Rousseau war sie durchaus unveräußerlich; nach Locke konnte sie getheilt werden zwischen Mehrern; nach Rousseau mußte sie durchaus ungetheilt dem Volke bleiben. Hier war also der Punct, wo die Wege von beyden sich trennten; und es ist leicht die Ziele zu zeigen, zu denen jeden von ihnen der seinige führen mußte. Locke gelangte so zu dem repräsentativen System, und der beschränkten Monarchie; in der die gesetzgebende Macht entweder ganz oder doch der Hauptsache nach in den Händen der Volksrepräsentation blieb, wenn auch der Regent einen Antheil daran erhielt; Rousseau mußte auf seinem Wege durchaus zu dem Ziele einer reinen Democratie gelangen, in so fern man den Character von dieser darin setzt, daß die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in den Händen der ganzen Volksgemeinde bleibt, ohne

Uebertragung auf Repräsentanten, oder Theilnahme der Regierung an derselben.

Ich hoffe, daß diese Bemerkungen hinreichen werden, die wesentlichen Charactere der politischen Systeme dieser Männer, und zugleich die Puncte zu bezeichnen, bis zu denen sie unter einander übereinstimmen, und alsdann von einander abweichen, und verschiedene Wege einschlagen. Was die bloße Speculation über die Begründung der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer rechtlichen Einrichtung sagen kann, scheint der Hauptsache nach durch sie erschöpft; da Hobbes und Rousseau jeder eines der beyden Extreme, der erste das Princip der gänzlichen Uebertragung der gesetzgebenden Gewalt, oder der Souverainität, in die Hände des Regenten; der andere das Princip der gänzlichen Unveräußerlichkeit der gesetzgebenden Gewalt oder der Souverainität in den Händen des Volks aufstellte; Locke aber den Mittelweg zwischen beyden hielt.

Es bleibt übrig diese Systeme, besonders das von Rousseau, in Rücksicht ihrer praktischen Anwendbarkeit zu betrachten. Alle drey ge-

hen aus von einem Vertrage, der, so wie er supponirt wird, niemals in der Wirklichkeit geschlossen worden ist, noch geschlossen werden konnte. Alle drey entfernten sich also dadurch von der Wirklichkeit, und geriethen auf Wege, die, wenn sie immer weiter davon ableiteten, zu gefährlichen Irrthümern führen konnten. Die politischen Grundsätze von Hobbes konnten dieß indeß darum weniger, weil die unumschränkte Gewalt der Regenten, die er rechtlich zu begründen suchte, um eine solche rechtliche Begründung sich wenig bekümmert, und auch ohne sie sich befestigt; in seinem Vaterlande aber der dortige Gang der Begebenheiten ihnen ihre Autorität, und zugleich ihre praktische Anwendbarkeit, völlig raubte. Die Grundsätze von Locke dagegen waren in England schon der Hauptsache nach geltend gemacht; und trugen in andern Ländern nur dazu bey, jene Vorliebe für Brittische Verfassung, die vor den neueren politischen Revolutionen sich fast durch ganz Europa verbreitet hatte, philosophisch zu begründen. Dagegen aber schwebte das System von Rousseau, ohne alle Stütze in der

Wirklichkeit, — ähnlich dem Staate der Vögel in den Wolken beym Aristophanes, — gleichsam ganz frey in der Luft. Vorzüglich aber sind es zwey Irrthümer, welche alle praktische Anwendbarkeit ihm rauben, oder sie doch äußerst erschweren müssen.

Der erste Irrthum liegt darin: daß Rousseau die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft nur als Menschen, aber gar nicht als Eigenthümer, betrachtet. Gleichwohl ist doch Sicherung des Eigenthums der Hauptzweck dieser Gesellschaft. Es ist also nicht wahr, daß der gesellschaftliche Vertrag, (wenn man einen solchen als Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft annehmen will) zwischen Menschen blos als solchen geschlossen ist, sondern zwischen Menschen in so fern sie Eigenthümer sind. Wer kein Eigenthum besitzt, kann der Gesellschaft nur in so fern angehören, als er Mittel und Willen besitzt, sich welches zu verschaffen, wie der Knecht und Tagelöhner. Wer auch diese nicht hat, wie der Bettler, fällt ihr zur Last; und kann höchstens tolerirt werden, aber nichts mehr. Ist aber der Begrif des Eigenthümers von dem des Staats-

bürgers

bürgers unzertrennlich, so fällt auch der Grundsatz der politischen Gleichheit über den Haufen; denn es versteht sich alsdann von selbst, daß der größere Eigenthümer auch eines größern Antheils an der Gesetzgebung genießen muß, als derjenige, der wenig oder nichts hat. Man braucht auch nur einen Blick in die Geschichte derjenigen Staaten, wo die Gesetzgebung in eigentlichen Volksversammlungen ausgeübt wurde, zu werfen, um wahrzunehmen, wie früh man auf diese Wahrheit kam, und den Reichern solche Vorrechte einräumte; wenn gleich daraus noch nicht folgt, daß der Reichthum allein den politischen Werth bestimmt.

Wenn Rousseau ferner behauptet, daß der allgemeine Wille immer recht ist, und stets auf das allgemeine Beste zielt; so hat er darin zwar allerdings in so weit Recht, daß dieser allgemeine Wille, in so fern er das Resultat der reinen Vernunft ist, immer auf das allgemeine Beste gerichtet seyn muß. Aber dieser allgemeine Wille bleibt in praktischer Rücksicht eine gänzlich leere Idee, so lange er kein Organ hat,

durch das er rein und sicher sich ausspricht. Rousseau will die Stimme des Volks selbst, seine Versammlungen, zu diesem Organ machen: allein er kann es selber nicht leugnen und leugnet es auch nicht, daß dieses Organ oft sehr trügerisch ist; oder — in seiner Sprache zu reden — daß der Wille Aller gar nicht immer der allgemeine Wille ist. Das Volk kann irre geleitet, kann verführt werden; und Rousseau weiß dagegen keinen Rath, als — daß man sich davor in Acht nehmen soll *). Hier stehen wir aber auf dem entscheidenden Punct, von dem die praktische Anwendbarkeit seiner Grundsätze abhängt. Um richtig weiter zu schließen, wird es darauf ankommen, das beste und sicherste Organ des allgemeinen Willens zu finden. Es ist eine bloß willkührliche, und höchst unwahrscheinliche Annahme, daß die große Masse des Volks dieses seyn werde; es ist viel wahrscheinlicher, daß ein, aus unterrichteten und rechtschaffenen Mitgliedern bestehendes, Corps, oder daß selbst ein Einzelner, unter-

*) Man sehe das wichtige Capitel *Contrat social* II, 3.

stützt durch einige einsichtsvolle Räthe, es seyn werde: und wenn man also auch Rousseau in seinen Grundsätzen bis daher gefolgt ist, kann man hier noch von seinem Wege abbiegen, und einen Pfad einschlagen, der zu dem Ziele der unumschränkten Aristokratie oder Monarchie führt.

Durch alle jene politisch-metaphysischen Speculationen war also im Grunde, so bald von praktischer Anwendbarkeit die Rede war, noch wenig oder nichts gewonnen. Wollte man aber die Hauptfrage: Welches das Organ des allgemeinen Willens seyn solle? auch übereinstimmend mit Rousseau beantworten, so konnte auch nicht viel dadurch geschadet werden, weil in jedem irgend beträchtlichen Staate sein System durchaus unausführbar seyn mußte. Da er keine Uebertragung des souverainen Willens auf Repräsentanten zugiebt, so setzt er nothwendig allgemeine Volksversammlungen voraus, die bey jeder Gelegenheit zusammengerufen werden; die wohl in Städten mit ihrem Gebiet, aber nicht in großen Reichen möglich sind. Auch sagt Rousseau selber, daß große Staaten sich nur durch Foederatio-

nen vieler kleinen bilden sollten. Hätte also die Partie, welche in Frankreich seine Schrift zu ihrem Evangelium machte, consequent handeln wollen, so sieht man leicht, welches sein Schicksal hätte seyn müssen, wofern er noch am Leben gewesen wäre. Als Gegner des repräsentativen Systems, das sie in seinem ganzen Umfange aufstellte, und als Vertheidiger der foederativen Republik, welches nach ihren Grundsätzen Todesverbrechen war, wäre er doppelt reif für die Guillotine gewesen!

Dennoch aber ward Rousseau's Einfluß auf die Revolution unermeßlich groß. Nicht in dem Sinne des Worts, als wenn er, und die andern sogenannten Philosophen, die Urheber derselben gewesen wären; — nur diejenigen, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, oder die auch die Augen verschließen, weil sie nicht sehen wollen, können so etwas behaupten! — sondern in so fern, weil die Richtung, welche die Revolution nahm, großentheils durch ihn bestimmt wurde. Man bedurfte eines großen Nahmens; einer hohen Autorität; man grif also einzelne

seiner Ideen auf; die der Volkssouverainität; die der Freyheit und Gleichheit; die der gänzlichen oder möglichsten Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt; und machte diese zur Grundlage des neuen Systems. Allerdings war es Rousseau, der diese Ideen, — wenn auch nicht zuerst aufgestellt, — doch am meisten ausgebildet und verbreitet hatte; aber wenn er auch je eine gänzliche Zertrümmerung der bestehenden Ordnung der Dinge gewollt hätte, um sein System praktisch zu machen; (und nie hat Rousseau Veranlassung gegeben, dies von ihm zu glauben;) so hätte er doch nimmermehr jene partielle Anwendung billigen können. Dies war Mißbrauch, und es ist ungerecht, ihn dafür verantwortlich machen zu wollen.

Die Welt ist jetzt überzeugt, daß man durch die bloße Speculation nicht die Mittel finden wird, die Staatsverfassungen zu vervollkommnen. Alles was sie leisten kann, ist nur eine Theorie unabhängig von allen Bedingungen, welche die Wirklichkeit bey jedem einzelnen Staate anders vorschreibt, aufzustellen. Aber eben deshalb kann

mit einer solchen Theorie wenig geholfen seyn. Glücklicherweise liegen aber auch die Wahrheiten, von welchen die innere Vervollkommnung der Staaten abhängt, nicht so tief, daß es zu ihrer Auffindung einer solchen Abstraction bedürfte. Wenn man Staaten als Institute betrachtet, die ohne alle metaphysische Grundlage entstanden und sich fortbildeten; wenn man sich überzeugt, daß der allgemeine Zweck dieser Institute die Entwickelung derjenigen Anlagen unserer Natur ist, die nur durch gesellschaftliche Vereinigung sich erreichen läßt; wenn man ihn so wenig auf den engen Begrif der Sicherheit beschränkt, als auf den vagen Begrif der Glückseligkeit ausdehnt, — so wird man auch leicht einsehen, daß jene Wahrheiten weit mehr in der Erfahrung als in der Speculation zu suchen sind. Es ergiebt sich alsdann leicht, daß persönliche Freyheit, und möglichste Sicherheit des Eigenthums die Basis jeder zweckmäßig eingerichteten Staatsverfassung bilden müssen; und daß es nicht blos die Pflicht, sondern auch das Interesse jedes Regenten erfordert, diese zu begründen. Es ergiebt sich als-

dann ferner, daß wenn diese nur begründet sind, es für die Erreichung des vorher erwähnten Zwecks des Staats zwar nicht völlig gleichgültig, aber doch vielweniger wesentlich ist, wie die weitere Organisation des Staats eingerichtet seyn mag: ob die autocratische oder die republicanische Form, in dem oben erklärten Sinne, die herrschende ist. Man wird alsdann bald einsehen, daß die republicanische Form, in welcher der Nation eine Theilnahme an der Gesetzgebung eingeräumt ist, allerdings an und für sich vortrefflich seyn kann; daß aber dabey zugleich nicht nur der Grad der Cultur der Nation, sondern auch ihr Character, in wie fern er für große Versammlungen mehr oder weniger paßt, in Betracht kommt. Denn wenn bey einer, auch noch so aufgeklärten, Nation, der herrschende Character Leichtsinn, Leidenschaftlichkeit, und schnelles Aufbrausen ist, wie könnte für sie eine republicanische Verfassung passen, wo Ruhe und Ernst in den Berathschlagungen des Volks oder seiner Repräsentanten die erste Bedingung sind, wenn die Vernunft ihre Herrschaft ausüben oder behaupten soll?

Wenn man aber auch den praktischen Einfluß der politischen Theoretiker nach den obigen Bemerkungen beschränkt; wenn man auch noch so weit davon entfernt ist, ihnen ihre Speculation als eine Begehungssünde anzurechnen, — denn auch wenn sie irrten, irrten sie nicht aus böser Absicht; — so ist es doch sehr schwer, sie von einer Unterlassungssünde frey zu sprechen; und darin, glaube ich, liegt der Vorwurf, den man ihnen machen kann. Diejenigen, die über die Formen der Staatsverfassungen speculirten, und neue Grundsätze darüber aufstellten, hätten zugleich versuchen sollen, die wahre Wichtigkeit der Staatsformen zu würdigen; sie hätten zeigen sollen, was eine Staatsform überhaupt seyn und leisten kann. Aber indem sie dieses übersahen, indem sie sich ihren metaphysischen Speculationen ohne allen Rückhalt überließen, verursachten und befestigten sie immer mehr den Wahn, daß auf diese Formen Alles ankomme; und eigentlich von ihnen, nicht aber von dem Geist der Regierung und der Administration, das ganze Wohl oder Weh der Staaten abhange. So gewöhnte man sich immer

mehr, den Staat als eine Maschine zu betrachten; und indem man nun von Staatsmaschinen sprach, entstand daraus der verderbliche Wahn, daß man diese Maschinen, so wie jede andere, auseinander nehmen und wieder zusammensetzen könne. Man vergaß also, daß hier nicht blos mechanische sondern geistige Kräfte wirken! Was ist aber jede Staatsform an und für sich weiter, als eine leere Form? Was ist sie weiter — um mich eines, für einen solchen Gegenstand vielleicht zu wenig edlen, aber gewiß passenden, Gleichnisses zu bedienen, — als das Gleiß, worin der Wagen gehen soll? Freylich ist es gar nicht gleichgültig, wie dieses Gleiß beschaffen ist. Ist es eben und bequem, so wird die Fahrt auch leichter und bequemer seyn; ist es uneben, so wird man öfters anstoßen; es wird eine Ausbesserung nöthig seyn; ja! ist es unbrauchbar, so muß man es gänzlich verlassen; aber sey es auch noch so vortreflich, — wird daraus folgen, daß der Wagen gewiß darin bleiben wird? Würde das Gleiß ihn dazu zwingen können? Dieß hängt von dem Gespann und von

dem Lenker ab! Ohne Bild! Mit allen Staatsformen und für sich ist wenig gethan, wenn nicht Moralität und Aufklärung der Regierung und der Nation hinzukommen. Eine Staatsform zu bilden, die in sich selbst die Garantie ihrer Dauer trägt, ist eine noch viel größere Absurdität, als ein *perpetuum mobile* erfinden zu wollen, das sich ewig durch sich selber bewegt!

III.

Ueber die Colonisation von Aegypten und ihre Folgen für das Europäische Staatensystem überhaupt, und besonders für Rußland.

Die Colonien der Europäischen Mächte sind allmählig entstanden, ohne daß man einen festen Plan bey ihrer Anlage befolgt hätte. Die Geschichte derselben an und für sich betrachtet, bietet meistens nur ein trauriges Schauspiel dar; denn wo waren Habsucht, Ungerechtigkeit und Tyranney, mehr zu Hause, als in ihnen? Aber dennoch liegen die großen Resultate des Ganzen jetzt schon so klar vor Augen, daß man nicht mehr zweifeln kann, daß das Gute die Uebel weit überwiege. Sie wurden für Europa, durch die, alle Erwartung übertreffende, mercantilische Wichtigkeit, die sie erhielten, die Quelle des Reichthums, und der Wohlhabenheit, und wirkten dadurch auf den ganzen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft höchst wohlthätig zurück; sie erweiterten das Gebiet der wissenschaftlichen Kenntnisse, und gerade der nützlichsten, auf mannigfaltige Weise; denn wie hätte

Erdkunde, Völkerkunde, und alle Zweige der Naturkunde die Fortschritte machen können, die sie gemacht haben; wie hätte besonders die Schiffkunst sich ohne sie auf den jetzigen Grad ihrer Vollkommenheit erheben können? Allein dieser mannigfaltige große Gewinn darf uns deshalb nicht blind für die Uebel machen, die durch sie veranlaßt worden sind; und fortdauernd veranlaßt werden. Ich will hier nicht von dem Sclavenhandel sprechen, der jedem meiner Leser zunächst einfällt; ich will hier nur einen Blick auf diejenigen Folgen werfen, welche sie für die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten unter einander hatten.

Die Colonien waren es vorzugsweise, welche die ganze Handelspolitik der Europäischen Mächte, wenigstens der Seemächte, bestimmten. Wie wenig oder wie viel auch der Mutterstaat bey der Anlage der Colonien that, so ward es doch und blieb es Grundsatz, sie als sein Eigenthum, als eine Art von Domainen zu betrachten, von denen man Nutzen ziehen wollte. Da dieser Nutzen in denjenigen, wo sich keine reiche Bergwerke fanden, nicht in dem unmittelbaren Gewinn an

Gelde und edlen Metallen, sondern nur zunächst in dem wechselseitigen Handel bestehen konnte; so war die ärgste und oft die wiedersinnigste Beschränkung des Handels die Folge davon; ja wäre es nur möglich gewesen, man hätte sich auch die ausschliessende Schiffarth auf allen den Meeren vorbehalten, (wie die Spanier zu ihrem Schaden davon die Probe machten,) wo Colonien und Colonialländer sich fanden. Es würde eine eigne Untersuchung erfordern, wie diese Handelstyranney auf die Colonien zurückwirkte. Jeder sieht leicht ein, daß das Aufblühen jener Niederlassungen dadurch zurückgehalten werden mußte; da es in jedem Falle nur ein untergeordneter Zweck war; ja in mehrern Fällen es recht eigentlich Absicht des Mutterlandes war, dieses Aufblühen zu verhindern. Allein eine fortgesetzte Untersuchung dieses Gegenstandes, würde wahrscheinlich noch zu andern, höchst wichtigen, Resultaten führen; indem sie zeigen würde, daß die meisten, mit dem Colonienwesen verbundenen Uebel, gar nicht aus ihm selbst, sondern nur aus diesem Handelszwange hervorgehen. Man begreift es

wohl, daß in Colonien, die unter dem Handelszwange stehen, die Sclaverey schwerlich abgeschaft werden kann, wenn die Colonie nicht aufhören soll; allein vielleicht wird das freygewordene Louisiana in wenigen Decennien den Beweis geben, daß da, wo freyer Absatz der Producte ist, auch Zucker- Kaffee- und Baumwolle-Pflanzungen eben so gut und eben so vortheilhaft von freyen Händen, als von Sclavenhänden angelegt und besorgt werden können.

Jene Behauptung des Handelsmonopols mit den Colonien führte aber auch sehr natürlich zu Mißtrauen und Rivalität zwischen den Mutterstaaten; und die Geschichte des verflossenen Jahrhunderts ist nur zu reich an Beweisen, wie diese Rivalität auf die allgemeine Politik zurückwirkte, indem sie die gespannten Verhältnisse zwischen den Staaten erzeugte, welche die beständige Quelle von Streitigkeiten und Händeln, und dadurch von Kriegen, wurden. Je strenger man das Handelsmonopol behauptete, desto größer mußte die Einladung zum Schleichhandel seyn, weil der Gewinn, der bey diesem zu machen war, in gleichem

Verhältnisse wuchs. Allein je mehr seit Hollands Aufblühen die Staaten des westlichen Europa's ihre Macht auf den Handel gründeten, der, in so fern er großer Welthandel war, auf dem Besitz ihrer Colonien ruhete, desto größer wurde auch das Bestreben ihre Colonien und den Absatz ihrer Producte zu erweitern. Das mercantilische und politische Interesse wurden immer tiefer in einander verflochten.

Zu diesem Allen aber trug noch ganz besonders die geographische Lage der Colonien bey. Eine Reihe von meist zufälligen Umständen hatte es bewirkt, daß die allgemeine Aufmerksamkeit hier vorzugsweise auf einige Inselgruppen gefallen war, unter denen die Molucken und Antillen zuerst genannt werden müssen. Jene, die Gewürzinseln, wurden von ihren jedesmaligen Besitzern gleich den Gärten der Hesperiden von den Drachen gehütet, damit jene Producte nicht etwa anderswohin verpflanzt würden; (was auf die Dauer doch nicht hat verhindert werden können;) diese, die mit fast gar keinen eigenthümlichen Producten versehen waren,

wurden gleichsam die Treibhäuser, in welchen nicht blos die Gewächse aus Africa und Asien, der Zucker und Kaffee, sondern auch selbst die Arbeiter aus fremden Welttheilen hin verpflanzt wurden, um sie ziehen zu können. Auch hier hätten die Spanier, die ersten Eroberer, gern, so wie über ganz America, ihr ausschliessendes Eigenthumsrecht behauptet, wenn sie es gekonnt hätten; aber nach und nach siedelten sich auch andere Europäische Völkerschaften hier an; so wie dieses auch auf den Küsten des festen Landes von Ostindien geschah. Die geographische Verflechtung der Europäischen Colonien, die dadurch entstand, ward aber eines der größten Uebel, welche das Europäische Staatensystem drückten. Es ist eine Erfahrung, die schon die alte Geschichte bestätigt, daß Colonienstiftende Völker sich nie als Nachbaren vertragen. Wie viel mehr mußte dieß in den neueren Zeiten der Fall seyn, wo die in gleichem Maaße größere Eifersucht, als man überhaupt ein größeres Gewicht auf den Handel legte, auch eine viel stärkere Reibung des Interesse erregen mußte! Wie sehr dieß geschah

liegt zu klar vor Augen, als daß wir uns länger dabey aufzuhalten brauchten. Alle Friedensschlüsse zwischen den Handelsstaaten waren daher, und konnten auch fast nichts anders, als Waffenstillstände seyn; und wenn nicht ein noch größeres Uebel eintrat, wenn nicht eine einzige Macht die Beherrscherin aller Colonien ward, so sah man kaum eine Möglichkeit, wie eine bessere Aussicht entstehen konnte.

Die Freywerdung der Colonien durch ihre eigene Kraft schien dazu allerdings einen Weg zu bahnen, wovon die Nordamericanischen Provinzen ein Beyspiel gaben. Allein es ist nicht zu erwarten, daß dieses Beyspiel von andern leicht nachgeahmt werden könne. Jene waren Ackerbau-Colonien, wo aus den Ansiedlern eine wahre einheimische Nation sich bildete, welches in den Ostindischen und Westindischen Besitzungen gar nicht, in den Spanischen und Portugiesischen Ländern, auf dem Continent von America, bisher aber viel weniger der Fall war.

Der andere Weg schien der zu seyn, wenn irgend ein mächtiges Volk seinen Blick auf einen Landstrich würfe, der nach seinem Clima nicht weniger als die alten Colonien zu Anpflanzungen derselbigen Producte geschickt; und doch durch seine Lage von ihnen entfernt wäre. Ohne deshalb die alten Besitzungen aufzugeben oder zu vernachlässigen, würde doch dadurch die Aufmerksamkeit getheilt, und die Reibung des wechselseitigen Interesse geringer werden. Die sonderbare Einrichtung des Europäischen Colonialwesens, indem man zu jenen Anpflanzungen Inseln auf der andern Hemisphäre wählte, statt daß man viel näher eben so schickliche Länder dazu hätte haben können, macht eine solche Veränderung, wenn auch nicht sogleich wahrscheinlich, doch ausführbar. Die Küsten von Africa, wo der Zucker, die Baumwolle, vielleicht auch der Kaffee, wild wachsen; wo die Menschenrasse zu Hause ist, durch welche der Anbau jener Producte in Westindien getrieben wird, und wo, wenn es dazu der Sclaven bedürfen sollte, der Handel mit diesen schon seit Jahrtausenden in vollem Gange

ist, schien sich allenthalben von selber dazu anzubieten.

Es war unserm Zeitalter aufbehalten, dem Zeitalter wo Weisheit und Unsinn, wo Größe und Abscheulichkeit wie in keinem andern gepaart erschienen, auch diese Idee auszuführen. Die Colonisation von Aegypten durch ein cultivirtes Europäisches Volk, hätte, wenn sie gelungen wäre, schon in dieser Rücksicht, auch unabhängig von Allem Uebrigen, höchst wohlthätige Folgen haben können. Sie sollte indeß nicht gelingen; allein wer weiß nicht aus der Geschichte, daß eine große politische Idee, einmal auf eine solche Weise aufgeregt, nicht wieder erstirbt; und daß es nur veränderter politischer Verhältnisse bedarf, um ihre Ausführung aufs neue zu versuchen? Ob dies geschehen werde, bleibt hier gänzlich dahin gestellt; die Rolle des politischen Sehers ist nächst der des politischen Rathgebers der Cabinette für den Schriftsteller die verächtlichste, und nicht selten die lächerlichste. Aber ohne im mindesten die eine oder andere spielen zu wollen, dürfen wir wohl die beyden Fragen im

Allgemeinen behandeln: welche Folgen die Colonisation von Aegypten für das Colonialwesen der Europäer überhaupt haben; und ferner: welche Macht bey dieser Colonisation, oder selbst bey dem Besitz von Aegypten, am meisten interessirt seyn würde? Darauf wird sich also nur die folgende Untersuchung beschränken, ohne alle Rücksicht auf specielle politische Verhältnisse, wie sie etwa die Gegenwart darbieten möchte, deren Beurtheilung nicht den Schriftstellern, sondern nur den Cabinetten geziemt.

In wie fern ist nun Aegypten durch seine Lage und sein Clima zu einer Europäischen Colonie geschickt? Es bedarf hier zuerst der genaueren Bestimmung, von welcher Art die Colonie seyn soll. Der fruchtbare Theil Aegyptens war von jeher ein reiches Getreideland; es versorgte in seinen glücklichen Zeiten mit diesem ersten Lebensbedürfniß mehrere der benachbarten Länder. Ja! in so fern von dem Flor Aegyptens selber die Rede seyn soll, würde dieses Land, sich selbst überlassen, schwerlich eine andere Cultur als

die des Getreides wählen, da es für dieses in seiner Nähe den sichersten Markt immer finden wird. Die meisten benachbarten Länder, nahmentlich fast ganz Arabien, sind zum Ackerbau wenig oder gar nicht geschickt; und selbst die in den blühendsten Zeiten Aegyptens eröffnete Wassercommunication mit dem Arabischen Meerbusen, durch einen Canal der aus dem östlichen Arme des Nils dahin geleitet wurde, scheint die leichte Ausfuhr des Getreides nach jenen Ländern zur Hauptabsicht gehabt zu haben. Daß aber unter der Römischen Herrschaft Aegypten eine der ersten Kornkammern der Hauptstadt dieses Reichs war, ist allgemein bekannt.

Allein von einer Colonie als einem Kornlande darf hier zunächst nicht die Rede seyn; wenigstens würde eine solche ohne Rückwirkung auf diejenigen Colonien bleiben, die vorzugsweise diesen Nahmen gegenwärtig führen, und deren Zweck nicht der Kornbau, sondern der Anbau der Producte der tropischen Länder, der Zuckerpflanze, des Caffeebaums, der Baumwolle und einiger andern ist. Nur als Colonie dieser Art würde

Aegypten auf den Handel und die Politik Europa's so zurückwirken können, als hier vorausgesetzt wird.

Um überhaupt beurtheilen zu können, in wiefern Aegypten zu einer solchen Colonie tauglich sey, ist eine genauere Kenntniß des Climas und der Beschaffenheit des Bodens nothwendig. Von dieser werden wir daher ausgehen müssen.

Aegypten liegt zwischen 23½ und 31° N. B. und gehört also seiner Lage nach noch ganz dem nördlichen gemäßigten Clima an. Aber es liegt dennoch sehr in der Nähe des nördlichen Wendezirkels, und wird im Süden beynahe durch denselben begrenzt. Es ist also allerdings, besonders Oberägypten, ein sehr heißes, und größtentheils zugleich ein sehr trockenes Land. Denn die gewöhnliche Sage, daß es in Aegypten nicht regne, beschränkt sich nur auf die oberen Theile des Landes, darf aber keinesweges auf die niederen Gegenden ausgedehnt werden. Aegypten unterscheidet sich also darin sehr wesentlich von den Ländern, die zwischen den Wendezirkeln liegen, daß es hier nicht, so wie dort, einen Wechsel der Re-

genzeit und der trocknen Jahrszeit giebt. Die Bewässerung und die Fruchtbarkeit hängt hier vielmehr, wie allgemein bekannt ist, von den jährlichen periodischen Ueberschwemmungen des Nils ab, welche im Junius ihren Anfang nehmen, und bis gegen das Ende des Octobers dauern *). Um die Zeit, wenn jene Ueberschwemmungen anfangen, ist in Aegypten die Korn-Erndte schon beendigt, welche in den April und in den May fällt. Denn wenn gleich unsere Sommermonathe auch dort die heißesten Monathe sind, so sind sie doch darum nicht so wie bey uns die Monathe des Wachsthums und der Vegetation. Diese fällt vielmehr in unsere Winter- und Frühlingsmonathe, wo dorten, wo Frost und Kälte unbekannt sind, unter dem Einfluß eines gemäßigten Himmels die vom Strome gedüngte Erde eine üppige Fruchtbarkeit zeigt. Im Januar prangen die Ebnen Aegyptens in ihrer höchsten

*) Im Juni fängt der Fluß an zu wachsen; im August und September hat er die benachbarten Ebnen überschwemmt; und fängt dann wieder an zu fallen, bis er im October und November ganz in sein Bette zurückkehrt.

Schönheit, während dagegen in den Sommermonathen die Glut der Sonne den Boden aufreißt, und die Gewächse vertrocknen. In Ansehung des Grades der Hitze kommt daher Aegypten, besonders der obere Theil desselben, mit den tropischen Ländern vollkommen überein; es hat aber für die Gesundheit der Menschen unendliche Vortheile vor ihnen dadurch voraus, daß man die feuchte Hitze hier nicht kennt, die in Westindien und Batavia den größten Theil der Europäer in kurzer Zeit wegräft, welche sich noch nicht acclimatisirt haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Aegypten ein sehr gesundes Land ist; und außer den häufigen Augenkrankheiten fast gar keine eigenthümliche Krankheit hat; da selbst die Pest hier nur entsteht, wenn sie von außen her eingeführt wird.

Aber eine andere wichtige Untersuchung bleibt übrig, wenn man die Fähigkeit Aegyptens zu einem Coloniallande beurtheilen will, nemlich die Beschaffenheit des Bodens. Nur ein sehr mäßiger Theil Aegyptens ist fruchtbares Land, und auch dieser ist wiederum von doppelter Art.

Da die Fruchtbarkeit hier von der Bewässerung des Nils abhängt, so beschränkt sich das fruchtbare Land von Aegypten auch nur auf diejenigen Theile, die dieselbe genießen, das heißt auf das Nilthal, und das sogenannte Delta. Der Nil läuft nemlich von seinem Eintritte in Aegypten bis nach Cairo hin in einem schmalen Thale, das von jeder Seite von einer Bergkette eingeschlossen wird, von denen die an der Ostseite das ganze übrige Land bis zum Arabischen Meerbusen hin ausfüllt; die an der Westseite aber die große Sandwüste von Africa begrenzt. Dieses Thal, reichlich 100 deutsche Meilen lang, ist dennoch sehr schmal, so daß man auf dem Strom stets die beyden Ketten in den Augen behält. Es ist nirgends über drey Meilen breit, und oft verengt es sich bis zu einer halben Meile; jenseit der Grenzen desselben hört aber alle Cultur des Bodens gänzlich auf. Unterhalb Cairo aber ändert sich dieser Anblick: die östliche Bergkette endigt völlig; die westliche zieht sich tiefer nach Africa hinein; und der untere Theil des Landes bildet daher eine unabsehbare Ebne, welche der nun

sich theilende Strom mit mehreren Armen durchfließt. Das zwischen den beyden Hauptarmen, dem von Rosette und Damiette, eingeschlossene Land ist unter dem Nahmen des Delta noch jetzt, so wie im Alterthume, bekannt, und erhielt diese Benennung von der dreyeckten Gestalt, die ihm eigen ist. Dieses Delta, gegen 20 deutsche Meilen lang, und am Meere in seiner größten Breite (die nachher immer abnimmt), etwa 15 Meilen breit, macht, da es die Bewässerung des Flusses genießt, den zweyten fruchtbaren Haupttheil des Landes aus; zu beyden Seiten ist es aber von Sandwüsten eingeschlossen.

Wenn von der Colonisation Aegyptens die Rede ist, so können also dabey allein diese Theile, das Nilthal und das Delta, in Betrachtung kommen. Allein auch von diesen müssen noch wieder beträchtliche Striche abgerechnet werden. Sowohl in dem einen als dem andern giebt es dergleichen, die von dem Sande der Wüste bedeckt sind; ja an dem Fuße der westlichen Bergkette läuft ein solcher, der Cultur unfähiger, Strich, meist in der Breite einer halben bis einer ganzen Meile her.

Es ist also daraus klar, daß das fruchtbare Land gar sehr beengt wird. Freylich aber ist es noch immer mehr als hinreichend, um Aegypten zu einem der größten Colonialländer zu machen. Der Flächeninhalt des Delta allein, kommt ungefähr dem des alten französischen Antheils der Insel St. Domingo gleich; und der Staat der dieses besäße, könnte sich für mehr als hinreichend belohnt halten, wenn er auch nur hier eine ähnliche Schöpfung hervorrufen könnte!

Allein auch bey dem fruchtbaren Lande muß man wiederum zwey Arten unterscheiden, die in Rücksicht der Producte, die sie erzeugen können, wesentlich verschieden sind. Diese Verschiedenheit liegt zwar nicht in der Beschaffenheit des Bodens, der allenthalben ein fetter Kleyboden ist; aber in der Art wie er bewässert wird, und bewässert werden kann. Es ist nemlich eine falsche Vorstellung, daß bey dem Austreten des Nils das ganze Thal in dem er fließt, oder auch nur alle Theile die zunächst an seinen Ufern liegen, überschwemmt werden. Vielmehr hat durch die Alluvionen des Flusses ein großer Theil des Bo-

dens sich so erhöht, daß er diesen Ueberschwemmungen nicht mehr ausgesetzt ist: oder doch nur in einem geringen Grade. Ja es ist eine Bemerkung der Franzosen *), daß der Boden des Nilthals sich nicht von dem Flusse nach der Bergkette hin allmählig erhebt, sondern vielmehr senkt; so daß bey dem Austreten die entfernteren Gegenden früher und höher überschwemmt werden, als ein großer Theil von denen die zunächst am Flusse liegen. Ueberhaupt entsteht aber dadurch nun jene doppelte Art des Landes; der tiefere Theil, der regelmäßig den Ueberschwemmungen des Stroms ausgesetzt ist; und der höher liegende, der entweder gar nicht, oder nur bey sehr hohem Wasser dieser genießt; wo aber die Kunst der Natur zu Hülfe kommt. Durch geleitete Canäle nämlich, die sich in viele kleine Ströme theilen; durch angelegte Dämme, durch welche man das Wasser anfangs aufhält, und dann, indem man sie durchsticht, es in die Canäle leitet; endlich, durch eine zahllose Menge sehr einfacher Maschinen, wird die Bewässerung

*) *Memoires sur l'Egypte.* T. IV. p. 9 sq.

auch über diese Theile verbreitet. Es unterscheidet sich also dieser Theil des Bodens von dem erstern darin, daß es hier in der Hand des Besitzers steht, wie stark die Bewässerung werden soll; in jenem aber der Natur überlassen bleiben muß. Allerdings sieht man leicht ein, daß bey einer bessern Cultivation die Kunst hier noch sehr vieles würde ausrichten können, da die Bezwingung und Beherrschung des Stroms für sie nothwendig die wichtigste Aufgabe werden müßte; allein wie groß auch ihre Fortschritte wären, so würde doch im Ganzen genommen jene doppelte Art des Bodens unterschieden werden müssen. In welchem Verhältniß gegenwärtig beyde Arten gegen einander stehen, wäre für den gegenwärtigen Zweck allerdings eine sehr wissenswerthe Sache; ich habe aber nirgends darüber eine Angabe gefunden; und man begreift auch leicht daß nur eine genaue Kenntniß und Erforschung des ganzen Landes darüber sichere Aufschlüsse würden geben können.

Aus dieser Verschiedenheit des Bodens ergiebt sich nun für die Cultur desselben eins der wich-

tigsten Resultate auf den ersten Anblick von selbst. Auf dem der regelmäßigen Ueberschwemmung ausgesetzten Boden können nur allein diejenigen Gewächse gedeihen, die in dem etwa achtmonathlichen Zeitraum der zwischen den Ueberschwemmungen des einen und des nächsten Jahres statt findet, zu der Erndte reifen können; alle andere hingegen, die einen längern Zeitraum brauchen, werden nur in den Gegenden cultivirt werden können, wo das Maaß und die Zeit der Bewässerung in den Händen der Anbauer steht. Zu der ersten Art gehören nun vorzüglich die meisten Getreidearten, welche in Aegypten gebauet werden, der Waizen, die Gerste, der Reis, ferner der Flachs, so wie die mancherley Hülsenfrüchte. Das Getreide braucht zum Aufkeimen, Wachsen und Reifen, kaum eines fünfmonathlichen Zeitraums; und wenn im December die Saat der Erde anvertraut ist, so bringt der April oder May gewöhnlich die Ernte. Der Reis kann nach dem Maaße der Bewässerung, das er erfordert, nur mit Erfolg in Unterägypten, in der Ebene des Delta gebauet werden, die dem Meer am

nächsten liegen; wo die Ueberschwemmungen des Flusses so mäßig sind, daß nur sein Fuß vom Wasser bedeckt wird *).

Diejenigen Producte hingegen, welche wir vorzugsweise Colonialproducte nennen, gehören fast alle zu der zweyten Gattung; und es ergiebt sich also von selbst, daß in Aegypten nur der Theil des Bodens, wo die Bewässerung von den Besitzern abhängt, als eigentliches Colonialland betrachtet werden kann. Zu diesen gehören vor allen der Zucker, der Caffee, die Baumwolle, der Indigo, und einige weniger erhebliche.

Ohne Zweifel würde unter diesen Producten der Zucker den ersten Platz einnehmen. Das Zuckerrohr ist hier einheimisch; und nur an der elenden Administration und dem Druck des Despotismus liegt die Schuld, daß es so wenig gebauet wird. Es wird gegenwärtig vorzüglich gebauet in Oberägypten, besonders in den Districten von Girge, Achmin und Siout. Nachdem der Boden sorgfältig bearbeitet ist, wer-

*) *Memoires sur l'Egypte* T. IV. p. 63.

den parallele Furchen in demselben gezogen, in welche die frisch abgeschnittenen Rohrstämme gepflanzt werden. Dieß geschieht gegen die Mitte des Aprils. Dann fängt die Arbeit der Bewässerung an, welche bis zu dem Augenblick der Erndte fortgesetzt werden muß. In Aegypten wird jetzt ein großer Theil des Zuckerrohrs gar nicht zur Fabrication gebraucht, sondern blos zum Aussaugen des Saftes roh auf die Märkte gebracht. Das Rohr das nur hierzu bestimmt ist, kann schon im October geschnitten werden. Allein das, was in die Fabrication gezogen wird, erst im Januar und Anfang Februars. Die abgeschnittenen Stöcke, welche man stehen läßt, treiben neue Sprößlinge, die man gebraucht um die Pflanzung des dritten Jahrs zu erneuern. Denn dieselben Pflanzen stehen gewöhnlich nur zwey Jahre. In dem zweyten ist die Erndte noch ergiebiger als in dem ersten; aber in dem dritten fangen sie schon an abzusterben, und müssen also erneuert werden *). Das Zuckerrohr braucht also in Aegypten nur 9

*) *Memoires sur l'Egypte* IV. p. 57.

bis 10 Monathe zu seinem Wachsthum, um geschnitten werden zu können; es wächst hier schneller wie in Westindien, wo es 12 bis 14 Monathe bedarf *). Es ergiebt sich aber auch aus dieser Angabe, daß nur dasjenige Land, wo die Bewässerung in den Händen des Menschen steht, zu seinem Anbau geschickt ist. Eine Ueberschwemmung des Bodens ersäuft es zwar nicht sogleich; aber doch unfehlbar sobald sie eine gewisse Höhe übersteigt, nemlich wenn sie das Auge der Pflanze erreicht. Ihr Wachsthum fällt aber nach den obigen Bemerkungen gerade am meisten in die Monathe der Ueberschwemmungen; sie kann also nicht wie das Getreide in der Zwischenzeit zwischen der Ueberschwemmung des einen und des andern Jahrs gezogen werden. Die Zuckerpflanze ist übrigens zwar nicht auf die oben angeführten Provinzen beschränkt, sondern über ganz Aegypten verbreitet; aber es findet sich doch schon ein erstaunlicher Unterschied in ihrem Wachsthum. Südlich von Benisuef wird sie bis 6 Fuß hoch;

*) *Olivier Voyage dans l'empire Ottoman*, II, p. 172.

(und nur hier gebraucht man sie zu der Fabrication;) nördlich von diesem Orte wird sie nicht leicht über drey, und in Niederägypten bey Rosette nur etwa zwey Fuß hoch; und dient nur für die frische Consumtion *).

Das zweyte Product, welches hier in Betrachtung kommt, ist der Caffe. Der Baum, der diese Bohne trägt, ist in Aegypten nicht einheimisch; er ist es aber in dem benachbarten Arabien. Ob er in Aegypten gedeihen würde, muß allerdings in Zweifel gezogen werden. Sollten hier Anpflanzungen angelegt werden, so müßte es auf dem östlichen Gebirglande, an der Grenze des Nilthals, in Oberägypten geschehen. Allein der gänzliche Mangel an Bächen und Regen möchte dieß schwerlich erlauben. In Arabien wächst der Caffee in dem südlichsten Theile, in Jemen, oder dem sogenannten glücklichen Arabien. Allein dieses Land, welches zwischen 12 und 15° N. B. liegt, hat jährlich seine Regenzeit, welche Aegypten fehlt. Sollte aber auch dieses letztere Land

*) *Memoires sur l'Egypte* T. IV. p. 58.

für die Production des Caffees selber nicht passen, so könnte es doch, wegen der besondern Verhältnisse beyder Länder, einer der wichtigsten und vortheilhaftesten Marktplätze für diesen Handel werden, wie ich unten noch weiter zeigen werde.

Das dritte Hauptproduct ist die Baumwolle. Die Staude, welche sie hervorbringt (*gossypium arborescens L.*), ist gleichfalls einheimisch in Aegypten. Wenn sie gleich so gut wie das Zuckerrohr in ganz Aegypten wächst, so gilt dieses doch aber auch vorzugsweise von Oberägypten, und besonders von der Provinz von Theben. Sie wird zu zwey verschiedenen Jahrszeiten, entweder im März, oder auch im Juli, gesäet. Der Boden muß vorher sorgfältig bearbeitet werden*). Das Feld wird darauf in Vierecke getheilt, welche nur am Rande bepflanzt werden; indem man das erste Jahr inwendig Gemüse zieht. Das folgende Jahr aber, — indem die Staude sich selber weiter verbreitet, — bleibt das Feld ihr allein: im dritten Jahr erreicht sie ihren vollkom-

*) *Memoires sur l'Egypt.* III, p. 65. sq.

menenen Wachsthum; allmählig stirbt sie dann wieder ab; und nach 10 Jahren muß man die Pflanzung erneuern. Ist die Staude im März gepflanzt, so kann man schon im Juli ernten; ist die Pflanzung hingegen im Sommer geschehen, so verzieht es sich damit bis zum nächsten Frühling. Die Ernten dauern drey Monathe, indem die am meisten reifen Capseln täglich von den Weibern und Kindern abgelesen werden; worauf man sie in der Sonne trocknet, und von den Kernen reinigt. Die Staude erfordert auch, blos die vier Wintermonathe abgerechnet, eine beständige Bewässerung; würde aber auch gar nicht im Stande seyn, Ueberschwemmungen zu ertragen.

Das vierte wichtige Colonialproduct Aegyptens endlich ist der Indigo (*Indigofera tinctoria L.*). Der Anbau dieser kostbaren Färbepflanze kann nur von bemittelten Eigenthümern unternommen werden, wegen der vielen Auslagen, die davon unzertrennlich sind. Der Boden wird auf gleiche Weise wie bey der Baumwolle bereitet. Es werden darauf Löcher, 4 Zoll tief, in denselben gemacht, in welche die Kerne

der Pflanze gelegt werden. Das Pflanzen geschieht gegen die Mitte des Juni. Gleich nachher fängt die Bewässerung an, und muß ununterbrochen bis zur ersten Schneidung fortgesetzt werden; welche in den Anfang des Septembers fällt. Vierzig Tage nach der ersten Schneidung macht man eine zweyte; und nach einem gleichen Zeitraume eine dritte; die zweyte wird für die einträglichste gehalten. Dieselben Pflanzen dauern drey bis vier Jahre; aber der jährliche Ertrag vermindert sich; so daß der vom letzten Jahre gewöhnlich nur ein Viertel von dem des ersten ist. Der Bau des Indigo beschränkt sich gegenwärtig in Aegypten nur auf die Provinzen von Girghe und Theben; beyde in Oberägypten *).

Ich begnüge mich von diesen Producten zu sprechen; mehrere, weniger erhebliche, übergehe ich mit Stillschweigen. Allein schon die angeführten sind mehr als hinreichend, um zu zeigen, daß Aegypten zufolge der Beschaffenheit seines Bodens und Clima's zu einem Coloniallande ge-

*) *Memoires sur l'Egypte* l. c.

schickt ist; indem es gleiche Vortheile mit andern darbietet, und doch von ihren Nachtheilen, die aus der Ungesundheit des Clima's entspringen, frey ist.

Allein ein zweyter wichtiger Punkt ist der, ob dieses Land die Arbeiter in hinreichender Menge und zu solchen Preisen darbieten würde, daß die Colonisten auch dabey bestehen könnten? Es wäre hier zuerst zu bestimmen, ob die Pflanzungen durch Sclaven würden bearbeitet werden müssen; oder ob es mit gleichen Vortheilen durch freye Hände geschehen könnte? Mit Gewißheit würde diese Frage wohl nur erst durch die Erfahrung beantwortet werden können. Ich will also auch darüber gar nicht entscheiden; sondern den einen und den andern Fall als möglich setzen.

Sollte der Anbau durch Sclaven geschehen, so würde es in Aegypten unmöglich daran fehlen können. Die Hauptstädte dieses Landes waren immer die größten Sclavenmärkte von Africa; und wenn auch ihre Anzahl in den ersten Jahren nicht hinreichte, so brauchte doch nur der Ruf

von der größern Nachfrage nach denselben sich durch Africa zu verbreiten; und man sieht wenigstens keinen vernünftigen Grund ein, weshalb dieser traurige Handelszweig nicht bald sehr empor kommen müßte. Hat es doch dem Lande in seinen blühendsten Zeiten nie an Sclaven gefehlt! Und wie lebhaft man auch diesen Handel verabscheuen mag, so ist es doch nicht zu leugnen, daß er viel von seiner Härte verlieren würde. Die Unglücklichen blieben in einem Lande, das ihnen weniger fremd ist; und wo die Möglichkeit einer Rückkehr zu den ihrigen schon ein Labsal seyn würde. Diejenigen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten aber, die der Transport über den Ocean erregt, fielen hier gänzlich weg.

Will man aber freye Menschen, so sind wenigstens der müssigen Hände in Aegypten genug, die dazu tauglich wären. Es würde das Werk einer vernünftigen Regierung seyn, die Menschen an Arbeit zu gewöhnen, indem man für ihre Erziehung sorgte. Auch hierüber mehr zu sagen wäre zweckwidrig, da es der Erfahrung überlassen bleiben muß; aber Alles scheint anzudeuten, daß es an

Arbeitern nicht fehlen würde, so bald nur ein hinreichendes Capital auf den Anbau verwendet würde.

An diesem Capital könnte es aber wohl nirgends weniger als in Aegypten mangeln. Denn wenn man auch das der Europäischen Colonisten gar nicht in Anschlag bringen wollte, so könnte es wohl in dem Oriente selber nicht daran fehlen. Der ganze Orient enthält jetzt auch nicht Ein Land, wo Sicherheit des Eigenthums wäre. Gesetzt, Aegypten böte diese dar, läßt es sich bezweifeln, daß viele der Reichen aus den benachbarten Ländern sich hier niederlassen würden? Aus dem Bisherigen zusammengenommen scheinen mir folgende wichtige Resultate für Aegypten als Colonie betrachtet zu folgen:

Erstlich: Wenn es nach dem Obigen gar keinem Zweifel unterworfen seyn kann, daß Aegypten ganz vorzüglich zu einem Coloniallande paßt, so würde es doch von den ähnlichen Westindischen Colonien sich in einem wesentlichen Puncte unterscheiden, nemlich darin, daß es nie bloßes Colonialland werden kann. Ein großer Theil

seines fruchtbarsten Bodens, vielleicht mehr als die Hälfte, paßt gar nicht zu den Producten, die in den Colonien gezogen werden; aber desto mehr zum Getreidebau und Reisbau. Es ist schon gezeigt, daß alle die, den Ueberschwemmungen völlig ausgesetzte, Länder in diese Classe gehören. Aegypten würde also auch als Colonie immer zugleich ein Kornland bleiben müssen.

Zweytens: Eben daraus würden aber auch nothwendig mehrere der wichtigsten eigenthümlichen Vortheile entstehen. Es ist in wenig Ländern so leicht und so wohlfeil zu leben als in Aegypten. In einer Colonie aber, die zugleich neben den Waaren des Luxus die ersten Bedürfnisse des Lebens erzeugt, müßte der Unterhalt der Arbeiter auch nothwendig um vieles geringer seyn. Allein dieser Kornreichthum würde bey einer stärkern Cultur Aegypten auch als Colonialland einen ihm eigenthümlichen Vortheil gewähren. Es ist oben bereits bemerkt, daß der Caffeebaum schwerlich in Aegypten gedeihen möchte; aber dagegen in einem benachbarten Lande, das nur durch einen schmalen Meerbusen von Aegypten getrennt ist, in gleichem

Ueberflusse und Vortreflichkeit sich findet; zugleich aber in einem Lande, das sein Korn schon jetzt von Aegypten ziehen muß; und dieses schon jetzt zum Theil mit seinem Caffee bezahlt. Wo hätte also wohl die Natur einem großen Tauschhandel mehr vorgearbeitet; und welche unermeßliche Vortheile müßten nicht beyde Länder davon einerndten, so bald er unter einer weisen Administration ins Große getrieben würde!

Drittens: Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß als Colonie betrachtet, Oberägypten zuerst, wo nicht allein, in Anschlag kommen muß. Der Besitz von ganz Aegypten wäre also die unerlaßliche Bedingung seiner Colonisation für jede Macht, welche dieselbe unternehmen würde. Diejenigen Producte, welche die Hauptgegenstände derselben werden müßten, gedeihen hier. Die Hitze des Clima's ist hier völlig der der tropischen Länder gleich; oder übertrift sie noch. Außerdem aber ist es vorzugsweise dieser Theil, welcher die Gegenden enthält, wo der Boden die dazu erforderliche Beschaffenheit hat. Je weiter man Oberägypten hinaufsteigt um desto

mehr erhebt er sich über die Wasserfläche des Nils; so daß jenseit Esne fast gar kein Land weiter natürlich überschwemmt wird. Ja überhaupt werden in dem ganzen Striche des Nilthals von Assuan, der Grenzstadt Aegyptens, bis Siout (27° N. B.) nur wenige Ländereyen unmittelbar von dem Wasser des Nils bedeckt; sondern durch Canäle, die von demselben abgeleitet sind. In diesen wird das Wasser in einer gewissen Entfernung von dem Einlaß durch Dämme aufgehalten. Das Land zwischen diesen Dämmen und der Wüste bleibt eine Zeitlang unter Wasser. Dann läßt man dieses durch einen niedrigern Canal ablaufen, der es wiederum gegen einen Damm leitet, um das benachbarte Land zu bewässern; und so fort bis zum Ende der Ueberschwemmung. Oberägypten also enthält vorzugsweise das Land der künstlichen Ueberschwemmungen. Dazu kommt, daß hier die Stürme nicht wüthen, welche in Unterägypten den Pflanzungen verderblich werden könnten.

Viertens: Unter den erzeugten Colonialproducten würde, so weit man jetzt davon ur-

theilen kann, der Zucker den ersten Platz einnehmen. In wie fern der Reis, die Baumwolle, der Indigo ihm den Rang würden streitig machen, müßte freylich erst die Erfahrung lehren; der Caffee würde nur Gegenstand des Handels, nicht der Production seyn.

Wenn sich aus diesem allen der Werth Aegyptens als Colonie nach seinen eignen Producten einigermaaßen berechnen läßt; so giebt es aber noch einen andern Gesichtspunct, der hier nicht vernachlässigt werden darf. Es ist nicht blos reich an eignen Producten, sondern es ist durch seine Lage auch zugleich ein höchst wichtiges Handelsland. Auch von dieser Seite muß es angesehen werden.

Es ist hier nicht der Ort in die Zeiten des Alterthums zurückzugehen; wir bleiben bey den jetzigen Verhältnissen stehen, und bey den Vortheilen, die Aegypten durch seine Lage hat, und keine Zeit ihm rauben kann. Es ist durch diese erstlich das Hauptland des Handels für ganz Nord-Africa; weil hier der größte und reichste Markt sich findet. Seine Hauptstädte waren stets die

Ziele der Caravanen des Westens und des Südens; aus der Barbarey und Fezzan, aus Sudan, aus Darfur und Habesch. Es ist an andern Stellen von mir gezeigt, daß diese schon vor Jahrtausenden auf denselben Straßen einherzogen, auf denen sie noch jetzo ziehen *). Neben dem Handel aber gibt die Religion diesem Verkehr noch ein sicheres Unterpfand seiner Dauer. Cairo, die heilige Stadt, ist eins der Thore von Mecca, wohin eigentlich jeder Mohamedaner einmahl wallfarthen sollte; die Züge aber aller Pilger die aus Africa kommen, gehen über Cairo; mögen sie nun dort weiter über die Landenge von Suez ziehen, wie jährlich die große Caravane; oder mögen sie sich nach Cosseir begeben, um über den Arabischen Meerbusen nach Dsidda, der Hafenstadt von Mecca, zu gehen. Alle Waaren also, die aus dem innern Africa kommen, Gold in Körnern, Sclaven, Elfenbein, Sennablätter, und so manche andere, finden in Cairo ihren großen Marktplatz.

*) Man vergleiche den zweyten Theil meiner Ideen rc. der neuen Ausgabe.

Allein nicht weniger ist Aegypten durch seine Lage einer der Hauptmärkte der Erzeugnisse der Natur und der Industrie, von fast ganz Süd-asien. In welchem engen und unauflöslichen Verkehr Aegypten mit Arabien steht, ist bereits oben bemerkt. Dieser Verkehr, der keinen andern Schwierigkeiten unterworfen ist, als welche die Menschen selber ihm entgegensetzen, müßte allein hinreichen beyde Länder blühend zu machen. Wenn Aegypten die Hauptstraße des Absatzes für den Mocca-Caffee würde, — dem bekanntlich die allgemeine Meinung schon den Platz vor dem Westindischen einräumt; — wenn nicht unsinnige Zölle ihn vertheuerten, wie müßte sich die Cultur desselben in Jemen ausbreiten! Und müßte nicht der Getreidebau in gleichem Maaße in Aegypten steigen, so lange jenes Land aus Aegypten seine Bedürfnisse ziehen müßte? Ich fürchte nicht, daß irgend ein Leser diese Aussichten für übertrieben halten wird; es wären nur die natürlichen Folgen, die aus der Colonisation Aegyptens für beyde Länder sich entwickeln müßten! Wie vollends, wenn dieser Verkehr

auch durch eine Wassercommunication, durch eine Wiederherstellung des Canals, der einst den Nil mit dem Arabischen Meerbusen vereinigte, befördert, und Aegypten eine leichte Ausfuhr nach dieser Seite eröfnet würde?

Die Landcommunication mit den Provinzen des Türkischen und Persischen Asiens ist allerdings Schwierigkeiten unterworfen, welche durch die Wüsten von Syrien und dem Nördlichen Arabien, und die räuberischen Nomaden-Horden entstehen, die hier umherziehen. Indessen sind diese Schwierigkeiten doch für Aegypten nicht größer als für Syrien, wo jetzt der Sitz dieses Handels ist. Am besten aber kann die Erfahrung sprechen. Diese Schwierigkeiten waren dieselben in allen Zeitaltern; aber sie haben nie den Handel vertilgen können, wenn sie ihn auch erschwerten. In seinen blühenden Zeiten war Aegypten stets auch ein Hauptplatz für den Asiatischen Caravanenhandel; man darf mit Recht also schließen, daß er dieses auch wieder werden würde.

Die größte Wichtigkeit aber wird oft auf die Verbindung gelegt, in welche Aegypten mit Indien alsdann treten würde. Ich glaube, daß aus dem Bisherigen es schon erhellt, daß die Wichtigkeit Aegyptens als Colonie gar nicht zunächst von dieser Verbindung abhängt, da diese schon durch seine eignen Producte und seine übrigen Handelsverbindungen groß genug seyn würde: aber ich begehre es darum nicht zu leugnen, daß sie auch in einem gleichen Grade wachsen würde, als Aegypten zugleich die Niederlage der Indischen Waaren wäre. In wie fern es dazu geschickt sey? bleibt also immer eine wichtige Frage.

Aegypten war einst diese Niederlage. Und die Natur hat in der That auf eine fast wunderbare Weise vorgearbeitet, es dazu zu machen. Die Nähe beyder Länder ist dabey schon höchst wichtig. Der See-Weg von Suez bis nach Bombay ist ungefähr eben so weit, oder doch nur um ein geringes weiter, als der von Gibraltar nach Alexandrien. Allein der Wechsel der regelmäßigen Winde oder Monsuns erleichtert ihn noch um vieles mehr. Sie scheinen recht eigentlich

dazu bestimmt zu seyn, die Schiffe hin und wieder her zu führen. Während der Sommermonathe nemlich herrscht im Arabischen Meerbusen bis zur Straße von Babelmandeb beständiger Nord oder Nordwestwind, mit dem man also jenes Meer hinunterfährt. Außerhalb der Straße aber im Indischen Meer findet man in eben diesen Monathen Süd- oder vielmehr Südwestwind, den man gerade braucht, um nach den Küsten von Malabar hinüber zu segeln, da der Ausgang jener Straße schon südlicher als jene Küste liegt. Ein Zeitraum von 4 bis 5 Wochen reicht völlig hin, jene Reise zu machen. Während der Wintermonathe finden aber in diesen Meeren gerade die umgekehrten Verhältnisse statt. In dem Indischen Meere herrschen hier alsdann Nordostwinde, in dem Arabischen Meerbusen südliche Winde, so daß die Rückfahrt daher in einem gleichen Zeitraum und mit gleicher Leichtigkeit geschehen kann. Schon im Römischen Zeitalter, als jährlich regelmäßige Flotten von Aegypten nach Ostindien giengen, segelten sie im Monathe August von dort aus, und kehrten, wenn sie ihre Geschäfte in In-

dien geendigt hatten, im December wieder heim. Es läßt sich also leicht berechnen, wie viel kürzer die Reise auf diesem Wege seyn würde, als auf dem jetzigen, da statt der 5 bis 6 Monathe, welche jetzt die Hinreise erfordert, von den Häfen des südlichen Spaniens oder Frankreichs drey dazu vollkommen hinreichen würden.

Man wird hiergegen den Zweifel machen können, ob diese Reise ungeachtet ihrer Kürze vortheilhafter seyn würde, als die jetzige, da diese ganz zur See und ununterbrochen gemacht werden kann; bey jener aber eine Umladung der Waaren, und ein Transport über die Landenge von Suez statt finden müsse, die selbst bey einer eröffneten Wassercommunication zwischen dem Nil und dem Arabischen Meerbusen nicht wegfallen würde; da Seeschiffe wegen der Sandbänke überhaupt nicht in den Nil einlaufen können? Man wird sich hierbey selbst auf die Erfahrung berufen, daß dieser Weg nach der Entdeckung des Seewegs sogleich gänzlich verlassen sey, und also weniger vortheilhaft seyn müsse. Allein dieser Grund ist von keinem Gewicht. Die Indischen

Waaren würden nicht deswegen so viel wohlfeiler, weil man sie auf diesem neuen Wege holte; sondern aus dem doppelten Grunde, weil theils die Europäer sie in Indien aus der ersten Hand einkaufen konnten, statt daß sie sie sonst erst aus der dritten oder vierten erhielten; theils weil auf dem Seewege nicht die hohen Zölle zu entrichten waren, welche man in Aegypten bey dem Transito bezahlen mußte. Hätten die damahligen Sultane von Aegypten der Vernunft Gehör gegeben; hätten sie sich mit den Venetianern verstanden, so wäre die Umschiffung von Africa für den Gang des Indischen Handels höchst wahrscheinlich nicht so entscheidend geworden, als sie durch den Unverstand und die Kurzsichtigkeit derer, die dabey am meisten interessirt waren, es zu verhindern, jetzt wirklich ward.

Allein die Wichtigkeit von Aegypten im Verhältniß gegen Indien hängt für das Volk, welches jenes als Colonie besäße, von zwey andern Umständen ab. Erstlich von der geographischen Lage seines Landes in Europa; und ferner von seiner Macht in Indien selber, und in den In-

dischen Meeren. Was den ersten Punct betrift, so würde, glaube ich, der Weg über Aegypten nach Indien nur für diejenigen Nationen sehr vortheilhaft seyn, die ausgedehnte Küsten und Häfen an dem mittelländischen und schwarzen Meere haben; nicht aber für die Anwohner des Oceans. Wäre auch für diese etwas in Rücksicht der Kürze der Fahrt gewonnen, so würde dieses durch die Unterbrechung und andere Schwierigkeiten wohl nicht aufgewogen. Die Holländer haben während ihrer Herrschaft in Indien nie Versuche dazu gemacht; und die Engländer, wenn sie es versuchten, doch keinen großen Werth darauf gelegt. Daß aber für die Häfen des südlichen Spaniens, Frankreichs, Italiens und besonders Rußlands, die Verhältnisse ganz anders sind, bedarf wohl keines Beweises! — Ferner kommt es auf die politische und commercielle Lage eines solchen Volks in Indien selber an. Für eine Nation, die ihre Hauptetablissements auf der Küste von Malabar, zu Surate, Bombay bis nach Ceylon herunter hätte, würde dieser Weg viel vortheilhafter seyn, als für eine solche, die

auf den Küsten von Coromandel oder in Bengalen angesiedelt wäre. Denn die Vortheile, welche die regelmäßigen Winde gewähren, beziehen sich zunächst auf die zuerst erwähnte Küste, deren Handelsplätze sich vor den übrigen heben müßten, wenn gleich die Fahrt auch allerdings noch den andern offen steht. Welches aber auch immer die Niederlassungen eines solchen Volks in Indien wären, so würde der Gebrauch dieses Weges eine freye Fahrt in den Indischen Meeren voraussetzen, welche ohne eine starke Seemacht hier immer sehr precair bleiben würde. Der Besitz des Indischen Handels ist in unsern Tagen unauflöslich an die Herrschaft der Meere geknüpft. Man kann ihn stören; aber man wird ihn derjenigen Nation nicht entreißen können, welche sich im Besitz von jener erhält. Ein Volk, welchem diese fehlt, wird auch, selbst im Besitz von Aegypten, nimmermehr eine Expedition nach Indien über dieses Land ausführen können, welche ohne diese eine nicht viel geringere Chimäre ist, als eine Expedition über Land nach jenen Weltgegenden. Sie würde nothwendig so combinirte

Operationen erfordern, daß es ein halbes Wunder seyn müßte, wenn sie gelänge; und bey so geringer Wahrscheinlichkeit wird sich wohl kein Regent von einem geübten praktischen Blick darauf einlassen *).

Aus dem Bisherigen erhellt vielleicht einigermaaßen, was Aegypten als Colonie und Handelsland werden könnte. Aber würden nicht vielleicht diese Vortheile durch andere große, wo nicht überwiegende, Nachtheile erkauft werden? Würden nicht durch die Colonisation dieses Landes die andern Colonien der Europäer zu Grunde gehen?

Es fällt in die Augen, daß hier nur zunächst von denjenigen Colonien der Europäer die Rede seyn kann, welche dieselben Producte, Zucker, Caffee und Baumwolle, erzeugen, die auch die Producte Aegyptens seyn würden; vorzüglich also

*) Es sey dem Vf. erlaubt zu bemerken, daß er eben diese Ideen zu einer Zeit aufstellte, wo alle Journalisten eine solche Unternehmung ausführen liessen. (Hannöv. Mag. St. 87. 1798.) Der Erfolg hat gezeigt, daß die Colonisation Aegyptens, nicht aber der Uebergang nach Indien, der Zweck der französischen Unternehmung war.

die Westindischen Inseln. Allein aus dem Obigen ist wohl klar, daß derjenige Theil Aegyptens, der für diese Arten der Cultur paßt, ein zu beschränktes Land ist, als daß dadurch die andern Colonien überflüssig gemacht werden könnten. Wollte man übrigens einer solchen Furcht Platz geben, so wüßte man dieses jetzt wohl eben so gut, wo nicht noch weit mehr, von Louisiana besorgen. Allein die Bedürfnisse der Menschen sind viel zu ausgebreitet, als daß eine Ueberladung der Märkte mit jenen Waaren im Allgemeinen zu befürchten stände.

Eine andere wichtigere Frage ist die: welche Länder Europa's würden bey der Colonisation Aegyptens am meisten gewinnen; und wie würden sie dabey gewinnen? Will man jede dieser Fragen allgemein beantworten, so muß man nothwendig von der Voraussetzung ausgehen, daß die dortige Colonie eine solche Handelsfreyheit besäße, daß nicht das Mutterland allein sich den Verkehr mit derselben vorbehielte. Bey wenig andern Colonien läßt sich freylich nach ihrer Lage ein so strenges

Handelsmonopol behaupten wie bey Aegypten, da es nur längst der wenig ausgedehnten Nordküste für den Schleichhandel zugänglich ist. In einem solchen Falle würde also der Vortheil des Verkehrs mit demselben ausschließend dem Mutterlande zufallen. Dürfte man aber liberalere Grundsätze supponiren, so ergiebt es sich wohl von selbst, daß diejenigen am meisten dabey gewinnen würden, welche den vortheilhaftesten Umsatz ihrer eignen Producte, der rohen sowohl als der bearbeiteten, hier machen könnten. Aegypten bedarf allerdings nur weniger Waaren aus der Fremde, aber doch einiger von großer Wichtigkeit. Dahin gehört zuerst der Wein, der in Aegypten nie gedieh; von Manufacturen aber manche Arten wollener Zeuge, wie Flanell ꝛc., die man, um sich vor Erkältungen zu schützen, auf dem bloßen Leibe trägt; alle Arten von Metallwaaren, woran Aegypten einen gänzlichen Mangel hat; Quincaillerie, Glaßwaaren, besonders Spiegel; mancherley Putzsachen u. s. w. Daß das südliche Frankreich, Spanien, Italien ꝛc. dergleichen am meisten liefern könnten, bedarf keines Beweises;

da ihre Häfen die nächsten, und ihre Länder mit jenen Producten versehen sind.

Aber außer den Ländern des westlichen Europa's scheint besonders **Rußland** bey der Colonisation von Aegypten am meisten interessirt zu seyn, seitdem es im Besitz der Küstenländer des schwarzen Meers ist, und seine dortigen Häfen anfangen zu Handelsstädten aufzublühen. So viel ich weiß ist dieser Punct, der vielleicht von großer praktischer Wichtigkeit werden könnte, noch nie erörtert. Wäre auch Aegypten als Colonie in den Händen einer andern Macht, so würden schon für den Handel und für die Schifffahrt von Rußland bedeutende Vortheile daraus entspringen, wenn es auf so viel kürzerem Wege seine Colonialbedürfnisse, vielleicht auch einen Theil der Indischen Waaren, von dort ziehen könnte. Aber welche andere Macht hat auch solche **rechtliche** Mittel in Händen, sich den Besitz Aegyptens zu verschaffen, (gänzlich also abgesehen von jeder gewaltsamen Eroberung,) als Rußland bey seinen Verbindungen mit der Pforte sie hat? England und Frankreich haben ihre Colonien in beyden Indien.

Aegypten in den Händen von England würde wahrscheinlich nur ein militairischer Posten werden, um den Weg nach Indien zu sperren; und wer sollte eigentlich Herr des Landes seyn, die Ostindische Compagnie oder die Nation? Frankreich zeigt bereits deutlich genug, daß seine Pläne auf andere Weltgegenden gerichtet sind. Rußland, wenn es je eine Colonie besitzen wollte, könnte sein Auge auf kein anderes Land werfen; das einzige das nach seiner Lage dafür paßt; und wegen seiner Nähe — in 8 bis 14 Tagen fährt man von Odessa nach Alexandrien — und wegen der Leichtigkeit der Communication, schwerlich durch irgend eine Macht ihm wieder entrissen werden könnte. Allein diese Frage führt auf eine andere noch mehr umfassende: ist es überhaupt für Rußland selbst und für Europa zu wünschen, daß es Colonien besitze?

Allerdings lassen sich Gründe für die verneinende Beantwortung dieser Frage anführen. Der erste von diesen würde seyn, daß Rußland noch selber zu sehr der Einwohner bedarf, und jede auswärts angelegte Colonie seine Bevölkerung

schwächen würde. Allein Colonien von der Art, als wovon hier die Rede ist, wo eine Anzahl Pflanzer in einem fremden Lande sich niederlassen, welche ihre Arbeiter dorten kaufen, oder dingen, können niemals einen erheblichen Menschenverlust dem Mutterlande verursachen, zumal wenn sie unter einem so gesunden Himmel gestiftet werden. Welches Europäische Land aber auch immer sich in den Besitz Aegyptens setzte, so würde die eigentliche Bevölkerung des Landes doch nie von dort aus geschehen. Der Orient selber würde es daran nicht fehlen lassen! Ich glaube daher, daß jene Einwendung von keinem Gewicht seyn kann, so bald man sich über die Natur der Colonie nur verständigt hat, wovon hier die Rede ist.

Ein zweyter Gegengrund würde dieser seyn, daß Rußland bisher nur wenige der Erzeugnisse besitzt, die als Einfuhr in eine Colonie dienen können. Aber Rußland kann doch der Colonialwaaren nicht entbehren; und würde also immer gewinnen, wenn es sie nur wohlfeiler erhalten könnte. Und könnte, was jetzt noch nicht ist, nicht

noch werden? Würde die Industrie nicht auf mannigfaltige Weise belebt werden, wenn ein vortheilhafter Tausch ihrer Erzeugnisse mit den Waaren des Coloniallandes statt fände?

Ein dritter Einwurf könnte daraus hergenommen werden, daß die Vertheidigung einer solchen Colonie zu viele Kosten verursachen würde. Allerdings bedarf jede Colonie einer Vertheidigung; und Aegypten würde ihrer nicht blos gegen die rivalisirenden Europäischen Mächte, sondern auch gegen die benachbarten Völker, besonders die herumstreifenden Araber, bedürfen. Allein gegen den Angriff einer Europäischen Macht ist Aegypten leicht zu vertheidigen, da dieser nur von der Seeseite her geschehen kann; und wer würde wohl einen solchen Angrif wagen, wenn er täglich einen Ueberfall mit einer Flotte und Armee vom schwarzen Meere her erwarten müßte? Die Natur der Dinge lehrt, daß besonders eine beträchtliche Anzahl leichter Truppen die Besatzung dieses Landes ausmachen würde. Wie stark sie seyn müßte, kann nur derjenige beurtheilen, der genaue Local- und Militairkenntnisse mit ein-

ander vereinigt. Wohl aber darf man mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Besitz Aegyptens, im Fall dies Land Rußland zufiele, ihm nie so viel kosten würde als der von Georgien. Wie wohlthätig auch die Einnahme dieses letztern Landes für die Eiwohner seyn mag, so kann sie schwerlich je anders als lästig für Rußland werden. Dieses Reich hat hier die Grenzen überstiegen, die die Natur seiner Herrschaft gesetzt hatte, denn es giebt keine festere natürliche Grenze, als der Caucasus bildet. Der Besitz von Georgien kann kaum etwas anders, als Mißtrauen, Streit und Kriege, mit den Persern verursachen, und den vortheilhaften Handel unterbrechen, der sonst über das Caspische Meer statt finden könnte. Und die Römer haben uns schon die Lehre hinterlassen, daß in den Partherkriegen viel zu verlieren, aber durchaus nichts zu gewinnen sey! Wie ganz anders aber ist es am Nil, und welch ein Tausch würde es seyn, Georgien gegen Aegypten!

Die Gründe gegen die Theilnahme Rußlands am Europäischen Colonialsystem scheinen also von

keinem großen Gewicht zu seyn; aber welche lassen sich dafür anführen?

Es scheint in den Büchern des Schicksals bestimmt zu seyn, daß dem Osten von Europa eine nicht geringere Umformung als dem Westen bevorsteht; aber nicht wie hier durch blutige Revolutionen, sondern durch langsame aber desto sichrere Veränderungen. Ein Keim, schon früher gelegt, fängt bereits an sich hier mächtig zu entwickeln. Was Franklin und Washington für künftige Generationen in Nordamerika gründeten, gründete Catharina II. durch die Einnahme von Taurien, wenn gleich auf andere Weise und unter andern Formen, in dem Osten von Europa. Der große Haufe sah darin zunächst nichts anders, als den bevorstehenden Fall des Türkischen Reichs; und es kann vielleicht selbst möglich seyn, daß für einen Geist wie der Ihrige, der so sehr empfänglich für das Große und Kühne war, eine solche Idee anfangs einen gewissen Reiz hatte. Daß ihre richtige Beurtheilung sie aber bald davon zurückführte, hat die Erfahrung gelehrt. Es konnte ihrem Blick nicht

entgehen, daß der Fall des Türkischen Reichs, und würde auch das Ganze ohne weitern Streit Rußland zu Theil, für dieses Reich ein sehr zweifelhaftes Glück seyn würde. Es könnte nicht mehr bleiben was es bisher war; der ganze Gang seiner Cultur und Politik müßte eine andere Richtung nehmen; und gewiß! man verläßt nicht leichtsinnig eine so schöne Bahn, als die angefangene war, um auf einer andern einem ungewissen Ziele nachzurennen! Alles scheint jetzt anzudeuten, daß, weit gefehlt daß die Pforte in Rußland ihren Gegner zu fürchten hat, sie vielmehr an ihm ihre Stütze findet; alles scheint anzudeuten, daß jenes Verhältniß der Abhängigkeit hier entsteht, das natürlich den Schwächeren an den Mächtigern knüpft; das aber noch lange Zeit die Fortdauer seiner Exsistenz ihm sichern kann, wenn der Mächtigere selber dabey interessirt ist. Gewiß war also auch Vernichtung der Türkischen Herrschaft bey Catharinen nicht bleibender fester Plan; aber die Gründung ihrer Herrschaft in Taurien und auf dem schwarzen Meere war es; und diesen führte sie aus. So eröffnete sie eine

neue glänzende Laufbahn künftigen Geschlechtern, und die Anlage einer Seemacht auf dem schwarzen Meer, und die freye Schifffahrt nach dem Mittelmeer deuteten wohl klar genug an, wohin diese Laufbahn führen sollte. Ihrem größern Enkel war es vorbehalten, da wo sie endete, fortzufahren; und schon erwacht in Ländern, die man nur durch ihre Barbarey kannte, ein Geist der Cultur und Civilisation; und blühende Städte erheben sich da, wo man vor wenig Jahren nur noch öde Steppen sah.

Aber wie groß auch immer hier die künftigen Fortschritte seyn mögen, so reichen sie doch allein schwerlich hin, Rußland zu dem Ziele zu führen, das Catharina ihm vorsteckte, in die Reihe der ersten Handelsvölker und Seemächte zu treten. Große eigene Schifffahrt, und großer Welthandel, können in Europa nicht ohne Colonien statt finden, weil die Bewohner desselben der Producte anderer Welttheile einmal nicht entbehren können. Ohne großen eignen Seehandel kann aber wiederum sich keine mächtige Marine bilden. Ohne Zweifel kann Rußland der Kriegsschiffe bauen, so viel

es will; aber Schiffe würden nichts seyn ohne Matrosen, und Matrosen bilden sich nicht auf selten auslaufenden Kriegsflotten, sondern auf den immer thätigen Handelsschiffen.

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß alle Untersuchungen über das momentane politische Interesse der Europäischen Mächte gänzlich außerhalb der Grenzen dieser Abhandlung liegen. Weder von dem Zeitpunct wann, noch von der Art wie solche Entwürfe auszuführen wären, kann hier also die Rede seyn. Wohl aber wird es erlaubt seyn, zum Schluß dieses Aufsatzes noch ein Paar Bemerkungen über die Frage zu machen: Welchen Einfluß der Eintritt Rußlands in die Reihe der Colonialmächte, und die darauf gegründete Theilnahme an dem Welthandel, auf die allgemeine Politik und das Ganze des Europäischen Staatensystems haben würde? Ich glaube es ist leicht zu zeigen, daß diese Einwirkung auf Europa noch wohlthätiger als auf Rußland selbst seyn würde.

Wofern eine solche See- und Handelsmacht in dem Osten von Europa sich bildete, so würden alle Ansprüche auf Handelsmonopol und ausschließende

Herrschaft der Meere, welches andere westliche Volk sie auch machen möchte, von selber wegfallen. Indem das Mittelmeer seine verlohrne Wichtigkeit wieder erhielte, würde die Herrschaft des Oceans nicht mehr das bleiben, was sie bisher war; die dort gegründete Colonie würde die in beyden Indien zwar nicht entbehrlich machen; aber von einem Monopole jenes Handels könnte nicht mehr die Rede seyn.

Die Bildung einer solchen Macht in dem Osten von Europa würde ferner den wohlthätigsten Einfluß auf den allgemeinen Ruhestand, und auf die Verminderung der Rivalität der beyden Nationen haben, die, so lange sie auf die jetzige Weise fortdauert, wohl einen Waffenstillstand, aber nie einen dauernden Frieden zu erlauben scheint. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Rivalität zwischen zwey Mächten, die beyde Einen Punct vor Augen haben, zu Extremen führen muß, die nicht statt finden können, so bald das Interesse sich theilt; wo eine dritte mit in die Laufbahn tritt. Ohne Zweifel würde Rußland ein viel stärkeres Gewicht in die politische Wagschale Europa's werfen; aber wenn die Erhaltung des politischen Gleichgewichts auf ihm vorzugsweise beruhen soll, muß Europa nicht wünschen, daß immer mehrere Motive entstehen, zu dieser Erhaltung wirklich beyzutragen?

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heeren, Arnold H. L.,

Kleine historische Schriften

Bd.: 2

Göttingen (1805)

H.misc. 155 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738449-2